

NR. 521—530

FEBRUAR 1920

XXI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Randbemerkung / Moriz und Max / Écrasez l'infâme / Prozesse / Kultur und Presse / Literatur / Hypnagogische Gestalten / Die Verlassenen / Vorlesungen / Briefe Wedekinds / Korrespondenzen / Lammasch und die Christen / Die allerletzten Tage der Menschheit / Géza von Lakkati de Némesfalva et Kutjafelegfaluszég.

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

6 Kronen 40 Heller = 4 Mark 80 Pfennige

An dem zwanzigprozentigen Zuschlag, den die Buchhandlungen und viele andere Verschleißstellen einheben, ist der Verlag nicht beteiligt.

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 521—530

JANUAR 1920

XXI. JAHR

Randbemerkung

Gesprochen am 14. Dezember

Nun folgt die Szene »Wilhelm und die Generale«. Leser und Hörer waren vielfach der Meinung, diese Zeichnung des gekrönten Scheusals beruhe auf Erfindung. Wer aber, frage ich, könnte derlei erfinden? Und wie müßig wäre solche Anstrengung der Phantasie vor der Leistung der Natur! Nun, da die »Randbemerkungen«, die er uns an den Abgrund schrieb, erschienen sind, wird man der Natur dieses Meisterstück glauben. Mir waren sie keine Enthüllung. Aber auch das, was in der folgenden Szene enthalten ist, war mir, als ich's erfuhr, keine Enthüllung. Denn ich wußte längst, wie dieser Mensch sprach, ich hörte sein Wolfslachen, ich konnte bellen wie er, ohne daß ich ihn bellen gehört hatte. Ich wußte, er bellte. Einmal tönte mir einer, der ihn gehört hat, seine Stimme vor, und es war ein Erlebnis, daß es eben dieselbe Stimme war, die ich mir vorgestellt hatte. So mußte ich recht gehört haben, was ich nicht hörte; so war jener ein guter Darsteller; und diese Wilhelms Stimme. Ich hatte ihr stets den Weltkrieg zugetraut, ja selbst daß sie zu Hans Müllern in der Hofburg sprechen könnte! Meine Szene aber, die nur in der Komposition erfunden ist, beruht teils auf den gedruckten Aussagen des Konteradmirals Persius, teils auf Berichten über Gastspiele in Donau—Eschingen und Schönbrunn, die ich selbst von schaudernden Ohren— und Augenzeugen erhalten habe. Denn es ist so, daß auch jene, die es sahen und hörten, es nicht glaubten und noch heute nicht glauben können, wie all das Unglaubliche, das wir erfahren haben und daß ein Volk von solchem Monstrum die Fassung für Leben und Sterben empfing und ihm zuliebe Haß und Hunger von der Welt übernahm. Nur ich habe es geglaubt; und eben darum will man mir's nicht glauben. Ich habe eigentlich nichts verändert als, zum Teil, die Namen des von der majestätischen Gunst betroffenen, der Gnade wehrlos preisgegebenen Hof— und Militärgesindes. Jede Gebärde, jedes Wort ist von jener grauenhaften Echtheit, ohne die ja auch dieser Weltkrieg nicht glaublich wäre. Es ist, nehmt alles nur in allem, die Gestalt, die die Menschheit regiert und geschlagen hat und um deren Konterfei, Andenken und womöglich Wiederkehr die Jugend dieses hoffnungslosen Deutschland Schule und Staat stürzen will.

Moriz und Max

Das von der Republik geduldete, von der Wohnungskommission unangestastete geräumigste Schandhaus der ehemaligen Monarchie, die Neue Freie Presse, hat am 28. Dezember 1919 auf der ersten und der zehnten Seite ihres der offenen Prostitution gewidmeten Textteils — während die heimliche auf die billigere Vermittlung des Annoncenteils angewiesen bleibt — der europäischen Öffentlichkeit, die an dem Todesgrauen dieser Stadt fast wieder zu einem moralischen Bewußtsein gefunden hat, das folgende Schauspiel dargeboten:

Lord Curzon hat im Oberhause über die Notwendigkeit der Hilfe für Wien gesprochen. *Unglaublicher Luxus in den Oberklassen, Armut in der Mittelschichte, Hunger im Proletariat*, so schildert er die Verhältnisse, die über örtliche Bedeutung hinaus die ganze Menschheit beschäftigen. Der Gedanke läßt sie nicht ruhen, daß hier ein Volk in Elend verkümmert und vergeht ... Dieser uralte Mittelpunkt der Politik und Kultur ist *ein Problem* geworden, an dem die Völker nicht werden vorübergehen können. Ein Schiff strandet oder ein Zug bleibt stecken und sofort entsteht die Gefahr, daß selbst das verkürzte Stück Brot nicht verteilt werden kann. Wo der Kauf von ein Paar Schuhen unerschwinglich wird, für billigere Anzüge von Männern und Frauen so unzureichend gesorgt ist, Wäsche und Hausrat schon seit Jahren nicht ergänzt werden, der Winter in kalten Wohnungen zugebracht werden muß, auch die Küche oft nicht geheizt werden kann und die Wälder ausgerodet werden, damit die Armen wenigstens das nasse und so unausgiebige Holz in den Ofen stecken, wo solche Zustände sind, steht die Welt vor einer allgemeinen Pflicht. Neben dem Mitleid muß die Politik eingreifen, weil keine Staatenordnung richtig sein kann, durch die Millionen ohne grundlegenden Beistand rettungslos werden müßten.

Wien wird jetzt *nach den großen Umwälzungen* mehr denn je darauf bedacht sein müssen, *aus dem Fremdenverkehr Kapital zu schlagen*. Führungen durch die kunst- und kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten, Ausflüge in die Umgebung bilden ein reiches Programm des Tages. *Der Abend des Fremden* gehört aber, *meistens wenigstens*, den *Vergnügungslokalen*. Die stereotype Frage: »*Was machen wir heute abend?*« will täglich anders beantwortet werden. *Je besser sich der Fremde unterhält, je wohler er sich bei uns fühlt, desto leichter unser Erwerb zur Bestreitung der dringenden Lebensnotwendigkeiten*. Wir haben *jetzt viele Fremde bei uns zu Gast*, darunter viele, die zu uns gekommen sind, um *unsere Not zu lindern*. *Am Tage wollen sie unse-rem traurigen Dasein zu Hilfe kommen, am Abend suchen sie ihren Zeitvertreib*. Je mehr wir ihnen bieten können, desto größer die Propaganda, die sie nach ihrer Heimkehr für das Wien der künftigen, sorgloseren Tage machen werden. *Wir haben in diesem Jahre manch neues Vergnügungsort erhalten*. Zum schönsten zählt wohl unstreitig eines, das am 30. Dezember seine Tore öffnen wird. Es ist dies das Etablissement »*Parisien*«, das im Ronacher—Gebäude in der Schellinggasse völlig neu eingerichtet wurde und das Vornehmste bedeutet, das bisher in Wien auf diesem Gebiete

Die Mitglieder des Subkomitees der Reparationskommission in Wien haben das Verdienst, *zu einem selbständigen Urteil über die Verhältnisse in Österreich gekommen zu sein*, keineswegs nach bloßem Augenschein, sondern durch viele Arbeit, durch sorgfältige Erhebungen und *durch Heranziehung aller Persönlichkeiten, von denen sie hoffen durften, wertvolle Aufschlüsse zu erhalten*. Sie wurden von ihren Regierungen nach Wien geschickt, um zu berichten. Aber *von dem, was sie hier gesehen haben, bewegt*, ist die Arbeit dieser ernsten Männer über den Bericht hinausgewachsen ... Lord Curzon sagte, das Grundübel wäre die außerordentliche Entwertung der österreichischen Krone; es sei kaum zu erwarten, daß Kohle aus der Tschechoslowakei und Lebensmittel aus Jugoslawien reichlich nach Wien kommen, solange das Pfund Sterling mehr als fünfhundert Kronen gelte ...

Wir dürfen hoffen, drei Monate ohne scharfe Nahrungskrise verbringen und das Leben des Hungers, gemildert durch fünfviertel Laib Brot und durch eine *Spur von Fett, bis zur Schneeschmelze* fortschleppen zu können.

... Lord Curzon hat erzählt, daß die Anträge des Subkomitees nicht bloß Kredite, sondern auch den *Wiederaufbau* wollen. Wir können die Verzehrung des Besitzstandes, die *Verzehrung des Volksvermögens für den täglichen Betrieb* und die unaufhörliche Zerrüttung des Geldes nicht mehr fortsetzen ...

Wir sind nicht im Wiederaufbau, sondern im *Niederreißen*. — —

geschaffen wurde. Geschickte, auf wohlthuenden Geschmack und *reizvollstes Raffinement* in gleicher Weise bedachte Raumkünstler... haben hier viele glückliche Einfälle in Raumverteilung und Raumausstattung verwertet, um für *Bar und Tanzsaal eine zweckdienliche und zugleich wirksame Lösung* zu finden. Ein großes Vestibül, das in Grün und Gold diskret getönt ist, führt den Gast in das Etablissement ein. Zur Ebenerde ist die Bar eingerichtet, ein überaus freundlich in Gold gehaltener Raum, der alle Gemütlichkeit aufkommen läßt und in zart lilafarbenen Nebenräumen *die Möglichkeit für die Absonderung geschlossener Gesellschaften* bietet. Aus dem Vestibül führt ein breiter Stiegenaufgang in Weiß und Rot zum, *Clou* des ganzen, zum Tanzsaal. Die Steigerung der Farbenwirkung ist gut durchdacht ... Vom dunkler gehaltenen Vestibül über den heller getönten Stiegenaufgang kommt man in den in den hellsten Farben, Weiß, Orange und Rot, getauchten Tanzsaal. Bauherr des Etablissements ist Ronacher Ges. m. b. H., die in »Max« einen *trefflichen* Direktor und Leiter gefunden hat. *Welchen Ehrgeiz* dieser bei der Führung des Etablissements aufwendet, beweist wohl am besten die Tatsache, daß er es verstanden ... Ein *schönes Heim* — —

»Max« — der mit schelmischen Gänsefüßchen Begrüßte — ist kein Erzherzog, wohl aber einer der bedeutendsten Nachtkaffeezellen der franzjosefinischen Epoche, die noch die Genugtuung erleben konnte, ihn als Geschäftsführer walten zu sehen. Es ist gewiß erfreulich, daß er, ohne doch einer Restauration in irgendeiner Form abgeneigt zu sein, seine Dienste der Republik

zur Verfügung gestellt hat. Wer Moriz ist, weiß man. Für welche Dienste er sein Lebtag Trinkgelder gekriegt hat, weiß man auch. Ob die Enterte, die am Abend das »Parisien« besuchen will, am Tage unserem wirklich traurigen Dasein zu Hilfe kommt, wenn sie sich dazu des Moriz bedient, weiß man allerdings nicht. Ob sie gut tut, statt seine Auslieferung zu verlangen, sich von ihm informieren zu lassen und dafür wieder ihn zu informieren, weiß man auch nicht. Man weiß nur, daß er unter jenen Persönlichkeiten, von welchen die Mitglieder des Subkomitees hoffen durften, wertvolle Aufschlüsse zu erhalten, hauptsächlich sich meint und daß die Fremden anstatt mit ihm deutsch zu sprechen, mit ihm englisch gesprochen haben. Den wertvollsten Aufschluß haben sie erst jetzt erhalten. Mögen sie danach noch weiter drauf erpicht sein, einen Menschen über die Schwelle ihrer Autorität zu lassen, der abgesehen davon, daß er den Fischen und Seetieren der Adria einen fröhlichen Leichenschmaus gewünscht hat, von einem Nachtlokal Trinkgeld nimmt, der der Zutrreiber des Blutbordells war und nun die vollendete Schamlosigkeit hat, unsere Not als die Prostituierte des Luxus zu verhöhnen, aus dem Jammer einer Stadt die Gelegenheit für den Amüsierbedarf von Fremden zu machen und den Wiederaufbau eines schönen Schieberheims in welthistorischer Perspektive zum erhöhten Zeilentarif zu verherrlichen. Mag die Welt wie sie will mit einem öffentlichen Manne verfahren, der an einem Tag zugleich an die beiden Gefühle, die unsere Tragödie erweckt, so lebhaft appelliert hat: an das Mitleid und an die Verachtung; wenn sie die leidenden Personen der Handlung, die verblutenden, nur nicht am Mitleid verkürzt, anstatt den tätigen, den Leichenräubern und ihrer Publizistik, die Verachtung mit Scheffeln zu spenden. Sie hat nunmehr Gelegenheit, zu einem selbständigen Urteil über die Verhältnisse in Österreich zu gelangen, wo Raubmenschen sich für 6000 Kronen in der Silvesterloge eines »Parisien« ausstellen lassen anstatt das ganze Jahr am Schandpfahl zu stehen, und wo die Unterernährtheit den übrigen Teil der Bevölkerung hindert, bei solchem Fest alles kurz und klein zu schlagen, wo Hyänen als Volkswirte die Verschwendung des Volksvermögens für den täglichen Betrieb beklagen und als Inseratenagenten für den nächtlichen fördern; wo Schubiaks der Todesnot spotten dürfen, für die sich in einer Bar die zweckdienliche und zugleich wirksame Lösung finden läßt, wo die Menschheit je nach ihren Verhältnissen in Friedhöfe oder in Wurzlokale animiert wird, und nichts im Preis gesunken ist als die Ehre! Mag nun die Welt wie sie will berichten und urteilen; sich zu dem Problem dieses uralten Mittelpunkts der Kultur so oder so stellen. Ich erkläre jeden, Inländer und Ausländer, der durch zwanzig Jahre noch nicht genügende Aufklärung empfangen, wohl aber das hier gelesen hat und nach Eröffnung des »Parisien« noch Stammgast der Neuen Freien Presse bleibt, also alle jene, die nicht durch die grausame Notwendigkeit einer redaktionellen Anstellung, sondern aus Mutwillen ihr ihren Namen zur Verfügung stellen, Staatsmänner, Professoren, Schriftsteller, für ehrlos und zwar in solchem Maß, daß selbst die Neue Freie Presse — von dem andern Nachtlokal gar nicht zu reden — Anstand nehmen müßte, ihren Besuch zu empfangen!

Ecrasez l'infâme!

Ein paar Worte

Gesprochen am 8. und am 14. Dezember, als Analogie zu einer brechreizenden Aufschrift an jedem neuen Tag, die gleich jenem »Warum?« an jedem neuen Morgen den Jargon jener zudringlichen Intelligenz spricht, die das Zeichen der immer wiederkehrenden Hausiererkritik des neuen Journalismus ist, während die Vornehmheit des alten Gelehrten hatte, sichs an einem gelegentlichen Hinauswurf genügen zu lassen.

Angesichts der maßlosen Frechheit, welche die abgefemtete Betrügerbranche dieses Landes, die Schleichhändler der öffentlichen Meinung, mit einem Wort die Journalisten jüdischen und antisemitischen Kalibers, gegen die Republik an den Tag, insbesondere an den Neuen Tag legen und dabei noch Ehrfurcht vor dem Schandgewerbe heischen, sehe ich mich wieder einmal veranlaßt, das Gelübde zu zitieren, das Kierkegaard im Jahre 1846 gesprochen hat, also zu einer Zeit, wo der Auswurf der Menschheit noch keinen Weltkrieg bewirkt und überlebt hatte:

Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber dennoch, dennoch wollte ich im Namen Gottes die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, wenn ich mich nur zuvor mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja auch kein einziges anderes lebendes Wesen befände als — Journalisten!

*

Der Applaus, der diesem Zitate folgte, wurde vom Vortragenden mit dem Zuruf »Ecrasez l'infâme!« beantwortet, der ebenso unverstanden wie unbefolgt blieb. Tieferen Eindruck als Kierkegaard dürfte in Wien die Kundgebung der »Organisation der Wiener Presse« hinterlassen:

In der Sitzung der Industriekonferenz, vom 18. d. hat Herr Ingenieur Taussig als Subkomiteereferent sich gegen die nach seiner Ansicht unverhältnismäßig große Erzeugung von Zeitungsdruckpapier in Deutschösterreich ausgesprochen. »Es sei ein Unfug«, meinte er, »der unproduktivsten Tätigkeit derartige Unsummen von Volksgut anzuvertrauen, zu einem Zweck, der nahezu null ist.« Wir unsererseits betrachten es als einen Unfug, daß ein Mann von so geringer Weltkenntnis und so rückständigen Anschauungen als Vertreter der deutschösterreichischen Industrie das große Wort führen darf. Die Erfahrungen dieses Krieges haben wohl zur Genüge gezeigt, wie bitter es sich an Staaten und Nationen rächt, wenn sie die Macht der Presse im gesamten Zeitleben nicht richtig zu bewerten verstehen. Wir halten es für ganz überflüssig, die politische, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des modernen Zeitungswesens gegen die Unwissenheit und Anmaßung irgendeines Herrn Taussig zu verteidigen. Aber wir sprechen unser Bedauern darüber aus, daß in einer ernsten Versammlung, wie es die In-

dustriekonferenz ist derart leichtfertige und *taktlose* Äußerungen eines Referenten unwidersprochen geblieben sind.

Nie haben die Berufslügner ein so wahres Wort gesprochen. Wohl, die Erfahrungen dieses Krieges haben zur Genüge gezeigt, wie bitter es sich an Staaten und Nationen rächt, wenn sie die Macht der Presse im gesamten Zeitleben nicht richtig zu bewerten verstehen. Denn wenn der Ermordete Vorkehrungen getroffen hätte, so hätte der Mörder keine Macht über ihn gehabt. »Käme Christus jetzt zur Welt«, hat Kierkegaard auch gesagt, als er sein »Wehe, wehe über die Tagespresse!« rief und sich derart leichtfertige und taktlose Äußerungen zuschulden kommen ließ, »so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester aufs Korn, sondern die Journalisten!« Aber dann würde ihm gewiß die »Organisation der Wiener Presse« beikommen und eines der Organe sich rühmen: »Unser Blatt hat gleich bei Wiedergabe dieser Auslassung über die Presse ihrem Urheber die verdiente Antwort gegeben«. Es bleibt also nichts übrig, als wenigstens nach den Erfahrungen dieses Krieges die Macht der Presse richtig zu bewerten, das Mittel, das Voltaire gegen die ungleich harmlosere Kirche empfahl, besser zu verwenden und Gewalt zu üben zu dem einzig sittlichen Zweck, damit sie den Staaten und Nationen künftig erspart bleibe. *Ecrasez l'infâme!*

Prozesse

Auch ohne die vielen Erkundigungen, die seit Jahr und Tag über die Angelegenheit der zwei aus den Kriegsheften entstandenen Prozesse eingelangt sind, wäre die Geschichte der Fackel und mit ihr das Bild des journalistischen Lebens im Weltkrieg unvollständig, wenn die Akten und das mit ihnen hauptsächlich verbundene Material hier nicht verzeichnet würden, wie es eben erst nach erfolgter Erledigung gesetzlich zulässig ist.

I

Pr. XXIII. 43116. / 5

Anklageschrift.

Alice Schalek, Schriftstellerin in Wien, erhebt vor dem nach § 51 St. P. O., Art. VI a und VII des E. G. zur St. P. O., § 3 des Gesetzes vom 23. Mai 1875, R. G. Bl. 120 und den kaiserl. Verordnungen vom 7. Juli 1915, Nr. 189 R. G. Bl. und vom 2. Jänner 1916, Nr. 6 R. G. Bl. zuständigen k. k. Landesgerichte in Strafsachen Wien

gegen

Karl Kraus, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der periodischen Druckschrift »Die Fackel« in Wien, wohnhaft in Wien, IV., Lothringerstraße 6, vorbestraft,

die Anklage

Karl Kraus habe den in der »Nr. 423 — 425 des XVIII. Jahrganges der periodischen In Wien erscheinenden Druckschrift »Die Fackel« vom Mai 1916, auf den Seiten 18 und 19 erschienenen Artikel verfaßt und in Kenntnis seines Inhaltes zum Drucke befördert, somit bei dessen Drucklegung und Verbreitung mitgewirkt —

Karl Kraus habe durch den inkriminierten Artikel und speziell durch nachfolgende Stellen:

a) »Novum einer Jourjüdin, die sich untersteht, ihre Neugierde in Unterständen zu befriedigen«;

b) »Monstrum eines Bramarbas mit Lorgnon«, welches er (Kraus) »dem Gelächter einer Hörserschaft« nicht preisgeben will;

c) »eines der ärgsten Kriegsgreuel, die der Menschenwürde in diesem Kriege angetan wurden«;

d) daß ich »das Schauspiel einer Entartung« biete, »das unsere besondere kulturelle Situation als eine vor dem übrigen Europa weit avancierte zeigt«. Der Öffentlichkeit sind »die obszönen Tagebuchblätter vorgesetzt« worden, »die ein Frauenzimmer verfaßt hat, das sich für seine Weiblichkeit kein anderes Feld der Anregung zu verschaffen wußte, als das Feld der Ehre«;

e) den sich an die sub d) bezeichnete Stelle anschließenden Ausruf »Pfui Teufel!«;

f) »daß tapfere Soldaten noch immer die Todesverachtung der Schalekverachtung vorziehen«,

die Privatanklägerin Alice Schalek namentlich durch Mitteilung von erdichteten und entstellten Tatsachen fälschlich einer bestimmten unehrenhaften und solchen unsittlichen Handlung beschuldigt, welche diese in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen und herabzusetzen geeignet ist, sowie ohne Anführung bestimmter Tatsachen verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen geziehen und dem öffentlichen Spotte ausgesetzt — Karl Kraus habe hierdurch das Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre im Sinne der §§ 488 und 491 St. G., strafbar nach § 493 St. G. höheren Strafsatz, begangen.

Beantragt wird:

1. Anordnung der Hauptverhandlung vor dem k. k. Landesgerichte in Strafsachen Wien;

2. Vorladung des auf freiem Fuße zu belassenden Angeklagten und der Privatanklägerin, der letzteren zu Händen ihres Anwaltes, zur Hauptverhandlung;

3. Verlesung des inkriminierten Artikels, der Strafanzeige und des Protokolles über die Vernehmung des Beschuldigten vom 3. Juli 1916¹;

4. Verlesung der einzuholenden Strafkarte und Leumundsnote des Angeklagten, sowie Konstatierung der Vorstrafen aus den zur Herbeischaffung beantragten Akten über früher gegen den Angeklagten bereits durchgeführte, aus der Strafkarte ersichtliche Strafsachen.

Gründe:

Die Privatanklägerin Alice Schalek ist seit längerer Zeit als Berichterstatterin der »Neuen Freien Presse« auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen tätig und veröffentlicht ihre Berichte in dem genannten Blatte. Ihre Tätigkeit als Kriegsberichterstatterin hat der Beschuldigte bereits wiederholt zum Gegenstande abfälliger, vermeintlich kritischer Bemerkungen und verletzender Äußerungen gemacht, auf welche die Privatanklägerin deshalb nicht rea-

¹ Verweigerung der Aussage und Vorbehalt der Verantwortung für die Hauptverhandlung.
KK

gierte, weil sie einerseits dem Angeklagten, wie jedem anderen, das Recht zugesteht, an ihren Artikeln oder ihrer Tätigkeit als Kriegsberichterstatterin Kritik zu üben, und weil sie andererseits der Meinung war und ist, daß Angriffe der erwähnten Art sie nicht treffen und in den Augen der Öffentlichkeit — etwa mit Ausnahme eines kleinen Kreises, der Geschmack an den Darstellungen des Angeklagten findet — nicht herabsetzen können.

In der inkriminierten Nummer 423 — 425 des XVIII. Jahrganges der von ihm herausgegebenen periodischen Druckschrift »Die Fackel« vom Mai 1916 veröffentlichte aber der Angeklagte auf den Seiten 18 und 19 ¹ einen gegen die Privatanklägerin gerichteten Artikel, der eine Reihe sie persönlich schwer beleidigender Stellen enthält. In diesem Artikel, welcher anscheinend die Wiedergabe eines Vortrages enthält, den der Angeklagte gehalten haben will, spricht er von der Privatanklägerin als dem Novum einer Jourjüdin und als Monstrum eines »Bramarbas mit Lorgnon«, welches er dem Gelächter einer Hörerschaft nicht preisgeben wolle. Er bezeichnet sie, als eines der ärgsten Kriegsgreuel, die der Menschenwürde in diesem Kriege angetan wurden, und schreibt weiters, daß tapfere Soldaten noch immer die Todesverachtung der Schalekverachtung vorziehen.

Durch die eben angeführten Stellen und den im Anschlusse an die sub d) des Anklagetenors bezeichneten Stellen vorgebrachten Ausruf »Pfui Teufel« wird die Privatanklägerin ohne Anführung bestimmter Tatsachen verächtlicher Eigenschaften und Gesinnungen geziehen und dem öffentlichen Spotte ausgesetzt. Weiters wird die Privatanklägerin durch den inkriminierten Artikel in seinem Zusammenhange und speziell durch die Behauptung, sie unterstehe sich, ihre Neugierde in den Unterständen zu befriedigen, sie biete das Schauspiel einer Entartung, das unsere besondere kulturelle Situation als eine vor dem übrigen Europa weit avancierte zeigt, der Öffentlichkeit seien die obszönen Tagebuchblätter vorgesetzt worden, die ein Frauenzimmer verfaßt habe, das sich für seine Weiblichkeit kein anderes Feld der Anregung zu verschaffen wußte, als das Feld der Ehre, namentlich fälschlich durch Mitteilung von erdichteten und entstellten Tatsachen einer bestimmten, unehrenhaften und solchen unsittlichen Handlungsweise geziehen, die sie in der Öffentlichkeit verächtlich zu machen und herabzusetzen geeignet ist.

In diesen Stellen einzeln und in ihrem Zusammenhange wird nämlich die Tätigkeit der Privatanklägerin als Berichterstatterin, auf erotische und sinnliche Motive zurückgeführt und sie aus diesem Grunde als Schauspiel einer Entartung, als der Verachtung tapferer Soldaten würdig, als die Verfasserin obszöner Tagebuchblätter u. dgl. m. hingestellt, sie wird also in ihrer Eigenschaft als Weib angegriffen und in dieser Eigenschaft einer unsittlichen und unehrenhaften Handlungsweise geziehen.

Nach dem Gesagten kann es somit keinem Zweifel unterliegen, daß der inkriminierte Artikel und speziell die im Anklagetenor bezeichneten Stellen desselben objektiv den Tatbestand des Verge-

1 Seiten 12 / 13 dieser Ausgabe

hens der Ehrenbeleidigung in Gemäßheit der §§ 488 und 491 St. G. bilden.

In subjektiver Beziehung hat der Angeklagte bei seiner Einvernehmung als Beschuldigter jede Auskunft verweigert. Da er jedoch Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der periodischen Druckschrift »Die Fackel« ist, da weiters, wie aus dem ganzen Inhalte der inkriminierten Nummer und des inkriminierten Artikels hervorgeht, der gegen die Privatanklägerin gerichtete Artikel offenbar von ihm verfaßt und zum Drucke befördert ist, was schon daraus hervorgeht, daß der ganze Artikel in der Ichform verfaßt ist, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Angeklagte selbst den Artikel verfaßt und in Kenntnis seines Inhaltes zum Drucke befördert hat. Die erhobene Anklage erscheint daher gerechtfertigt.

Wien, 20. Juli 1916.

Alice Schalek.

Juli 1916

Pr. XXIII. 43/16 / 6

An das

k. k. Landesgericht
Abtl. XXIII.

Wien.

Ich erhebe gegen die mit Anklageschrift Pr. XXIII. 43/16 / 6 vom 19. Juli (zugestellt am 23. Juli) erhobene Anklage Einspruch und begründe diesen mit Berufung auf § 213 St. P. O. Abs. 1 und 3, wie folgt:

Absatz 1 ermöglicht es dem hohen Gerichtshof zweiter Instanz, der Anklage keine Folge zu geben, wenn »die dem Beschuldigten zur Last gelegte Tat keine zur Zuständigkeit der Gerichte gehörige strafbare Handlung begründet«. Meines Erachtens ist diese Bedingung in hinreichendem Maße durch Tendenz und Perspektive des inkriminierten Aufsatzes erfüllt. Kein Leser dieser oder der anderen Betrachtungen, die ich dem vielbeklagten Übel der Kriegsberichterstattung im allgemeinen und dem Auftreten der Klägerin im besonderen gewidmet habe, konnte den Eindruck gewinnen, daß es mir um eine Bekämpfung von einzelnen Personen zu tun sei und nicht vielmehr um die Erörterung eines der vielen kulturellen Mißstände, die als peinliche Begleiterscheinungen eines traurigen Ereignisses sich der schwer geprüften Gegenwart förmlich aufgedrängt haben. Tatsächlich geht auch aus den eindringlichen und herzlich zustimmenden Kundgebungen, die meiner Darstellung dieser Mißlichkeit aus allen Teilen Österreichs, aus Deutschland und insbesondere von den Fronten geantwortet haben, klar hervor, daß die Öffentlichkeit und zumal die in erster Linie Beteiligten in jenen Angriffen nicht das persönliche, sondern das sachliche, also das kulturkritische Moment, gewürdigt hatten. Offiziere aller Grade, die die Tätigkeit der Klägerin aus unmittelbarer Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, haben mir ihr dankbares, ja begeistertes Verständnis für eine Reinigungsarbeit bekundet, deren Zweck es ist, das Schlachtfeld vor den sensationlüsternen Annäherungen des publizistischen Hinterlandes zu

schützen. Um Zustimmung zu einer »Ehrenbeleidigung«, die als der Inhalt meines polemischen Vorgehens von der Anklageschrift dargestellt wird, kann es meiner Öffentlichkeit und zumal jenen Kämpfenden, die meinem Vorgehen lauten Beifall gespendet haben, kaum zu tun gewesen sein; ihnen das zuzumuten, wäre jedenfalls eine schwerere Ehrenbeleidigung, als ich sie durch den Angriff auf eine Kriegsberichterstatterin begangen hätte. Vielmehr haben sie in richtiger Würdigung der Perspektive, in der diese Polemik gehalten ist, klar erkannt, daß dort, wo ich mich genötigt sah, die zum Überdruß bekannten Namen zu zitieren, diese nichts weiter als Symbole vorstellen, Aufschriften uns leider geläufiger Typen, deren Bezeichnung schon das so allgemein fühlbare Übel in Erinnerung bringt. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß eine solche Diskussion, und wäre sie noch so heftig, gerade jetzt wichtig, heilsam und über dem Motiv persönlicher Ehrenbeleidigung erhaben ist. Die Anklageschrift muß denn auch, um dieses Motiv herzustellen, eine merkliche Verschiebung vornehmen. Die Klägerin, die persönlich zu beleidigen keineswegs die Absicht meiner Darstellung war, muß behaupten, sie sei »in ihrer Eigenschaft als Weib« angegriffen worden. Schon die seltsame Auffassung, daß das Weibsein nur eine Eigenschaft des Weibes sei, rehabilitiert die Absicht meiner Darstellung und rechtfertigt meinen Angriff. Die Klägerin ist nicht in ihrer Eigenschaft als Weib, sondern in ihrer Eigenschaft als Mann, nämlich als Kriegsberichterstatter, angegriffen worden. Sie hätte ganz recht, sich in ihrer weiblichen Ehre beleidigt zu fühlen, wenn alles das, was sie als Kriegskorrespondent öffentlich produziert hat, das Tagebuch einer Privaten geblieben wäre und ich mich nach zufälliger Entdeckung dieser Dokumente unterfangen hätte, psychologische Beweise führen zu wollen und die Anschauungen der Verfasserin »auf erotische und sinnliche Motive zurückzuführen«. Es ist sogar einleuchtend, daß ich in einem solchen Falle nicht einmal das Recht eines Wahrheitsbeweises gehabt hätte. Was ich getan habe, war aber gerade das Gegenteil. Meine publizistische Vergangenheit schützt mich vor dem Verdacht, daß es mir je darum zu tun sein könnte, einer Frau aus irgendwelchen Handlungen oder Regungen, die in der Sphäre der Weiblichkeit nur irgend möglich sind, einen sittlichen Vorwurf zu machen, vielmehr ist gerade meine Auffassung in diesen Dingen wegen einer Toleranz angefeindet worden, welche Natur wie Unnatur auf diesem Gebiete als Erscheinungen einer und derselben Natur wertet und achtet. Noch dort, wo eine Frau, wie die Redensart lautet, »aus ihrem Geschlecht heraustritt«, was zweifellos auch einer Beschäftigung nachgesagt würde, die eine Frau in Schützengräben, Unterstände, zu Schwarmlinien und vor Drahtverhaue führt, noch dort suche ich den Beweis zu erbringen, daß sie eigentlich, wenn auch auf eine abwegige Art, im Rahmen ihres Geschlechtes bleibt. Eben diese Verquickung aber von elementaren Regungen, aus denen irgend einer Frau den Strick zu drehen mir zu allerletzt einfällt, mit dem Heroldsberuf des Berichterstatters heroischer Taten, eben diese Unvereinbarkeit einer unter allen Umständen befangenen Weiblichkeit mit der Pflicht des Gewährsmannes ist der Angriffs-

punkt meiner Kritik und aus ihr kann man mit dem besten Willen, soweit die Person der Klägerin überhaupt in Betracht kommt, nur zweierlei herauslesen: die scharfe Zurückweisung des absonderlichen Kriegsberichterstatters und den Schutz des Weibes gegen die ihr nicht zukommende Tätigkeit und gegen ihre unwillkürliche Bloßstellung durch eine solche. Solange die Klägerin als feuilletonistische Weltreisende die krassesten Beweise ihrer Emanzipiertheit, also der Mitwirkung weiblicher Instinkte an einer unweiblichen Mission geliefert hat, ist es mir, wiewohl auch hier die Publizität genug des Ärgernisses bot, nicht in den Sinn gekommen, ihre Weiblichkeit mit dem ihr unorganischen Beruf zu konfrontieren und Feststellungen vorzunehmen, die jedem Psychologen freudig erkanntes Material geboten hätten. Wäre die Klägerin durch irgend eine Möglichkeit unter irgend einem privaten Vorwand an die Front gelangt, um dort ihre Erkenntnisse zu bereichern, so hätte das, so entsetzlich die Möglichkeit wäre, daß das blutige Ereignis privatem Wissensdurst dienen sollte, noch immer nicht meine Kritik herausgefordert. Selbst dann nicht, wenn sie etwa als Krankenpflegerin Sensationen gesucht hätte, weil ein solcher Fall zwar als Erscheinung auf einen beklagenswerten Übelstand hinwiese, aber vermöge der Anonymität der Verkleidung die Kritik des individuellen Moments ausschlosse. Das öffentliche Hervortreten als Berichterstatter der gelesenen Tageszeitung, die Verwendung der Feder für eine Sache, die nur scheinbar mit der großen Sache identisch ist, ergibt eine öffentliche Kalamität und mußte von einem gerügt werden, der wie kein anderer den Privatcharakter solcher Bestrebungen grundsätzlich gehütet hat, wie kein anderer aber auch jede Verquickung derselben mit öffentlichen und nun gar blutigen Dingen perhorresziert. Die Klägerin spricht davon, daß an meinen Darstellungen nur ein »kleiner Kreis« Geschmack finde. Diese an und für sich keineswegs kränkende Feststellung sollte sie aber nicht vergessen lassen, daß der viel größere Kreis, der ihre eigenen Aufsätze liest, sich über eben diese kein anderes Urteil gebildet hat, wie aus der hier sub A beigeschlossenen Ausführung eines Wiener Blattes ¹ hervorgeht, das ich nicht deshalb zitiere, weil ich dessen Bundesgenossenschaft erfreulich finde, sondern damit der Beweis erbracht sei, wie allgemein die Ansicht verbreitet ist, die die Klägerin gerade mir zum Vorwurf macht. Sie ist durchaus im Irrtum, wenn sie die inkriminierten Sätze für Angriffe auf ihre weibliche Ehre hält, die im Gegenteil gegen ihre Verwendung in einem höchst unpassenden Beruf zu schützen mir genau so sehr im Sinn lag, wie die Separierung der doch offenbar männlichsten Tätigkeit von weiblicher Neugierde. Bezeichnend für das Mißverständnis ist hier insbesondere die Inkriminierung des Ausrufes »Pfui Teufel!« Welcher wütigste Sittenrichter und fanatischste Mucker würde vor irgend etwas, was eine Frau als Frau tut oder was ihr als Frau in den Sinn kommt, »Pfui Teufel!« ausrufen? Mir liegt solche Entrüstung gewiß fern. Wohl aber gilt mein »Pfui Teufel!« der Attachierung weiblicher Dinge an die Sphäre, in der Männer handeln, leiden oder sterben müssen, zwecks feuilletonistischer Ausschlichtung:

1 'Sonn- und Montagszeitung', 10. Juli 1916. KK

der furchtbaren Möglichkeit, daß das Ziel der Sensationslust und Vordrängerei, die ja im Frieden oder im Hinterland ein hinreichendes Betätigungsfeld findet, das Plateau von Doberdo sein soll. Der Mißgriff, der ungeachtet der Tatsache, daß wir schon genug unter den sogenannten Männern der Feder und eben jetzt der Kriegsberichterstattung zu leiden haben, es auch noch einer Frau ermöglicht hat, Soldaten in der Erfüllung ihrer unerbittlichen Pflicht zu stören und selbst die Gefahr als Kitzel zu genießen — da ja doch Heroismus und Todesverachtung wohl nicht als wesentliche Eigenschaften des Weibes angesehen werden dürften —, dieser von zuständiger Seite anerkannte und beklagte Irrtum hat Protest erfordert und der Beifall, den dieser Protest gefunden hat, ist wohl geeignet, das Fundament einer Ehrenbeleidigungsklage zu erschüttern. Dies dürfte schon aus dem sub B beigeschlossenen später erschienenen, aber nicht inkriminierten Aufsatz der Fackel¹ zu schließen sein, der ja deutlich zeigt, wie maßgebende Personen an der Front sowohl über die publizistische Annäherung des Hinterlands wie über meinen Schutz der Front gegen solches Treiben urteilen. Persönlichkeiten, deren Urteil mindestens so schwer ins Gewicht fällt wie die Höflichkeit anderer Beteiligten, die die Sendboten einer sonst richtig eingeschätzten Presse empfangen und bewirten.

Mit eben der Tatsache aber, daß eine als im höchsten Sinne konservativ, nützlich und patriotisch anerkannte Handlung unmöglich zugleich ein Moment der Kriminalität enthalten kann und daß eben die besondere Begebenheit, in der sie wurzelt, auch eine besondere Beurteilung des Falles nötig macht, eben damit hängt es zusammen, daß der Einspruch sich auch auf den Absatz 3 des § 213 berufen darf. Es liegen, wie oben ausgeführt, genügend »Umstände vor, vermöge welcher die Strafbarkeit der Tat aufgehoben oder die Verfolgung wegen derselben ausgeschlossen ist.« Dies ist aber noch aus einem einfachen äußeren Grunde der Fall, der sich auch wieder aus der Besonderheit der Situation ergibt, in der die angebliche Beleidigung spielt. Diese Situation ist der Kriegszustand. Er macht es dem Beschuldigten unmöglich, die Beweise, zu deren Beibringung ihn die Anklageschrift förmlich auffordert, gerichtssaalreif zu machen. Wohl wäre es möglich, aus den vorliegenden Dokumenten allein, die die Klägerin verfaßt hat, einen vollgültigen Beweis für die Auffassung herzustellen, die der Klägerin unbequem ist. Es bedürfte dazu kaum der Zuziehung eines psychologischen Sachverständigen, weil sich der hohe Gerichtshof wohl kein anderes Urteil bilden würde, als jenes, das sich schon jeder Leser und Laie gebildet hat, und das namentlich in den an den Beschuldigten gelangenden Feldpostbriefen — denn an der Front wird ja das, was über sie geschrieben wird, leider auch gelesen — zu oft vehementem Ausdruck kommt. Da aber die Klägerin dieser Auffassung widerspricht, wäre es doch wohl auch nötig, die zunächst beteiligten und maßgebenden Kreise über den Eindruck zu vernehmen, den ihnen die Persönlichkeit der Klägerin selbst und nicht erst ihre literarische Tätigkeit hinterlassen hat. Wie solches nun trotz der Bereitwilligkeit zahlreicher Zeugen aus

1 »Der tragische Karneval«, Nr. 426 — 430. KK

militärischen Kreisen im gegebenen Zeitpunkt möglich sein sollte, ist unerfindlich. Es ist einer Kriegsberichterstatterin noch immer leichter möglich in einen Schützengraben zu gelangen, als jenen, die dort zu tun haben, in einen Wiener Gerichtssaal, und ohne persönliche Befragung solcher einwandfreien Zeugen scheint dem Beschuldigten eine Durchführung des Prozesses untunlich. Der Antrag, daß hohe militärische Würdenträger, die doch im Augenblick mit Wichtigerem beschäftigt sind als zur Austragung eines Ehrenbeleidigungsprozesses zu helfen, einvernommen werden, hat umso weniger Aussicht auf Erfolg, als deren gerichtlicher Aussage, so erwünscht sie ihnen selbst wäre, zweifellos ein auch vom hohen Gerichtshof selbst anerkanntes Interesse im Wege steht. Technische und in einem höheren Begriffe moralische Rücksichten scheinen, mindestens solange der Krieg dauert, eine Durchführung dieser Angelegenheit unmöglich zu machen, wenn die Klägerin schon selbst kein Bedenken hat, einen Wahrheitsbeweis über sich ergehen zu lassen. Diese Bereitschaft dürfte nicht in letzter Linie zum Wahrheitsbeweis selbst gehören. Denn wenn die Klägerin sich durch die Behauptung, daß ihre Tätigkeit »ein Schauspiel der Entartung« biete, getroffen fühlt, so wird ein solcher Eindruck durch die Geneigtheit, im Weltkrieg ihre Person zum Gegenstand einer gerichtlichen Sensation zu machen, gewiß nicht abgeschwächt. Sie müßte sich an der Erklärung, daß ihre Ansicht, sie sei in ihrer Ehre beleidigt worden, ein Irrtum sei, genau so wie ihre öffentliche Betätigung eine Verirrung ist, genügen lassen. Auch kann es ihr an der Einsicht nicht fehlen, daß die Erfüllung ihres Klagebegehrens in diesem Zeitpunkt unmöglich ist, wäre sie sonst auch möglich, und daß nebst schwerwiegenden technischen Hindernissen sowohl das Gefühl der jetzt tieferen Interessen zugewendeten Öffentlichkeit wie eben diese Interessen selbst der Durchführung eines solchen Prozesses widerstreben. Der Einspruch gegen die Anklageschrift stützt sich auf die Überzeugung, daß der hohe Gerichtshof zweiter Instanz die vorgebrachten Bedenken würdigen und vor allem dem Beschuldigten als Verfasser des inkriminierten Aufsatzes dieselben, jeder Kriminalität entrückten Motive zubilligen wird, zu denen das Empfinden der hier im eigentlichen und höchsten Sinne stofflich interessierten Kreise seine unzweideutige Zustimmung erteilt hat. Denn die hervorragend »berechtigten Interessen«, die eine Austragung der Sache mindestens heute zu einem vaterländischen Ärgernis machen würden, sind keine anderen als jene, in deren Wahrung er gehandelt hat.

Karl Kraus.

Der Einspruch blieb, wie jeder Einspruch ans Oberlandesgericht, ohne Erfolg. Die Strafanzeige hatte ein Vorspiel gehabt, das zur Zeichnung der Zeit, die wir überstanden haben, nicht unergiebig ist. Der Inhaber eines Annoncenbüros, der im Weltkrieg einen militärischen Rang bekleidete, hatte an mich eine uneinbringliche Forderung — zum Duell — gestellt. Erwar dazu, als Bruder der Klägerin, von seinem militärischen Vorgesetzten gezwungen worden, auf Grund jener Speziallehre, deren Verpflichtungen und Erlebnisse die schwerste Bedrohung unserer Friedensjahre ausgemacht hatten und die dann

im Krieg die umfassendste Generalisierung erfahren sollte. Das einzig wertvolle Ergebnis des tragischen Karnevals, der Katzenjammer, läßt uns als ein wahres Hochgefühl das Bewußtsein erleben, daß mit der Todesspielerei auch jener Mummenschanz einer allgemeinen Ehrpflicht vorüber ist. Da der Versuch einer blutigen Austragung der Angelegenheit, die ich lediglich für eine kulturelle ansah, selbst dann, wenn sie als eine Ehrensache gelten konnte, an meiner grundsätzlichen Abneigung gegen diese Methode (oder wenn die Nowaks und Nowotnys es so wollen, an meiner Feigheit) gescheitert wäre, so wurde als ultima ratio des militärischen Ehrbedürfnisses, mithin unter Verzicht auf jenen Mehrwert, dessen Anspruch auf meine Person nicht zu erfüllen war, die gemeine Strafanzeige anbefohlen. Nun ist es wohl für die Dummheit einer militärischen Instanz charakteristisch, daß sie ursprünglich der Meinung war, ein Offizier, dessen Schwester an der Front ist, sei, wenn diese beleidigt wird, nicht nur zum Duell verpflichtet, sondern auch zur Klage berechtigt. Aber es ist vor allem charakteristisch für die Sicherheit, in der sich die Justiz in jenen Zeitläuften befand, daß sie nicht nur eine Anzeige wegen Beleidigung hinnahm, deren Antrieb ihr durch die Dokumente über die ehrenrätliche Weisung an eine vom Kläger verschiedene Person enthüllt wurde, sondern daß sie sich auch mit ausdrücklicher Berufung darauf, daß das Verbrechen der Herausforderung mißglückt sei, als Notbehelf anrufen und sich gar die säbelhumorige Andeutung gefallen ließ, daß einer, der sich auf seine Verantwortlichkeit vor dem Gesetz bezogen hatte, »ausgekniffen« sei. Salutierend ließ sie den Auftrag eines Nowak oder Nowotny — und ich habe nie gehört, daß diese Machthaber über Leben, Freiheit, Ehre oder Vermögen anders geheißen hätten — über sich ergehen, anstatt die ihr mit so viel Unbefangenhait verratene Konstruktion der Klage zu benützen, um einen unmöglichen Prozeß unmöglich zu machen. Aber solches von ihr zu verlangen, die doch eben dem Vaterland ihre Geschworenen geopfert hatte, wäre aussichtslos gewesen und mein Einspruch unterließ sowohl den Protest gegen die Herkunft der Klage wie den gegen die Unzuständigkeit des Gerichts. Da nun für den Zufall der Laienjudikatur, der gerade dieser Sache günstig schien und dem sich der Gegner nie ausgesetzt hätte, die Gewähr einer Verurteilung durch das Erkenntnisgericht stand, so schien es der Verteidigung rätlich, den Prozeß durch das langwierige Beweisverfahren bis zur Wiedereinsetzung der Geschworenen hinauszuschieben, bis zum Kriegsende oder, wie ich kühner hoffte, bis zum Zusammenbruch alles dessen, was ewig stehn wird, also auch des Kriegspressequartiers und zuvor der Geduld dieser gefolterten Völker, zugunsten eines gigantisch hervorbrechenden Ekels und jener unaufhaltbaren Empörung, die alle offizielle Nichtswürdigkeit und alle ärarische Qual dahinflaffen und in deren Flammenschein es ersichtlich würde, daß ich von Anfang an solcher Empfindung habhaft und daß mein Herz keine k. k. Mördergrube und daß ich nicht imstande war, eine Frau, die am Ausputzen von Schützengräben Gefallen fand, in ihrer Eigenschaft als Weib herabzuwürdigen, weil dies schon die unsägliche Entartung dieser Zeit und dieses Landes getan hatte. Sollte sich aber die Durchführung des Prozesses, dessen Tortur und Sensation ich so gerne mir und der Klägerin eben in jener Eigenschaft, die ich geschützt wissen will wie kein anderer, und am liebsten einem ehrlosen Hinterland, das ich bereits mit Opernguckern bewaffnet sah, erspart hätte — wens ohne Zurückziehung eines Buchstaben möglich gewesen wäre —, vor den unzuständigen Richtern nicht vermeiden lassen, so war ich gewillt, die Herabsetzung meines Kampfes auf das Niveau einer Ehrenbeleidigung rechtzeitig durch das Verbrechen gegen die Kriegsgewalt wettzumachen und das Grauen

dieser Tage so hinter dem Symbol dieser Kriegsberichterstatteerin an die Wand des Gerichtssaals zu malen, daß mir zwar die Freiheit der Rede und der Bewegung, den Anwesenden aber Hören und Sehen vergangen wäre. Eine Verhandlung hatte stattgefunden, die indes, wie im Vorhinein klar war, zu Beweiserhebungen vertagt werden mußte. Es vergingen Monate und Jahre, Tag um Tag heillosen Glorie trüchtig, beschwert vom Alpdruck »beider Berichte«, wo die Auditoriate zwischen ihrer ergiebigeren Tätigkeit damit befaßt waren, Zeugen an der Front zu vernehmen, auch solche Träger einer Speziallehre, die Bedenken trugen, sie der Wahrheit zu geben, und imstande waren, die Tapferkeit vor dem Feind mit der Vorsicht vor der Neuen Freien Presse zu vereinigen. Und manche von jenen, die aus ihrer Zustimmung zu meinem Tun kein Hehl gemacht haben, waren gefallen. Welche fürchterliche Untersuchung in einem Berufskreis, zu dessen Erlebnissen der Tod dessen gehörte, der über sie auszusagen hatte! Einstweilen ging die Beschreibung von ausgeputzten Schützengräben weiter, wurden im Wiener Konzertsaal die Leichenphotographien der kühnen Kriegsreporterin einer entzückten Generaille vorgeführt, konfiszierte mir der Staatsanwalt die Zitierung der Anwesendenliste aus der Tagespresse und trieben Tollhäusler die Schuljugend zum Anschauungsunterricht in Patriotismus. Einstweilen häuften sich die Zuschriften von den Fronten, in denen mir die dort Beschäftigten für das Echo ihrer Stummheit dankten und dafür daß ich sie vor den dort nicht Beschäftigten, denen der Eintritt dennoch nicht verboten war, behüten wollte und gar vor der Pein, daß sich ihr Leiden und Sterben unter den Augen einer Frau begeben sollte. Was dieser Krieg und dieses Hinterland, dieser Generalstab und diese Presse war, wenn man's nicht selbst und nicht von mir erfahren hätte, man erführe es aus den Feldpostbriefen, die mir zugegangen sind, und wohl auch was die Fackel ihnen war, die jene Mißmächte lebendig in die Hölle gesandt hatten. Ein Schreiben, in dem die Distanz zwischen einer juristischen Geringfügigkeit und dem Kulturproblem erfaßt war, lautet:

Wien, 5. November 16

Geehrter Herr!

Ein Teil der Wiener Presse brachte die Nachricht, daß die Schriftstellerin Alice Schalek gegen Sie die Ehrenbeleidigungsklage erhoben habe.

Zwei Karten, welche von einem an der Isonzofront Kämpfenden an mich gelangten, sende ich an Sie. Diese Karten wurden in Unkenntnis der Tatsache geschrieben, daß Alice Schalek Vorträge mit Lichtbilderaufnahmen vom Kriegsschauplatz hält, und geben in einfachen Worten dem sittlichen Zorne Ausdruck, welchen die entfaltete Tätigkeit dieser Kriegsberichterstatteerin Männern erweckte.

Ich habe selbst Rechtswissenschaft studiert und übe den Beruf aus, der sich als traurige Konsequenz dieses Studiums darstellt, trotzdem ist mir der Gedanke von der Heiligkeit des Rechts als Objektivität wahrer Sittlichkeit aus frühesten Jugendjahren geblieben.

Umso furchtbarer berührt es, daß Sie, der in dieser Zeit mit einer Kraft — wie nie zuvor — tiefster und reinsten Sittlichkeit Form verleiht, von einem Gerichte wegen einer Rechtsverletzung zur Verantwortung gezogen werden sollen.

Der Inhalt der Ihnen heute von mir übersandten Feldpostkarten sowie der Inhalt der anderen Schreiben aus dem Felde und aus dem Hinterlande, die Ihnen zukommen müssen, weil die Seele der Menschheit auch in der Gegenwart des Mordens und Verdienens nicht getötet werden kann, sollte dem Richter, welchen die Amtspflicht zu dem Wagnis zwingt, über Sie zu richten, den Weg weisen und ihm zur Erinnerung bringen, daß das Recht, das im einzelnen Fall von ihm deklariert wird, nicht im Gegensatz zu dem steht was diejenigen denken und fühlen, welche die Möglichkeit der Rechtsprechung durch Einsatz ihres Lebens gewähren.

Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß Schreiben von der Art des vorliegenden gegen Ihren oft erklärten Willen sind; gleichwohl unternahm ich es, als einer, der seit Kriegsbeginn als Unbeteiligter im Hinterlande lebt, die ihm Nahestehenden durchwegs im Felde weiß und sah, wie Menschen in Ausübung einer harten Pflicht von denen um das Leben betrogen werden, die in Nichtausübung derselben Pflicht das Leben betrügen, daran noch groß werden und gedeihen, Ihnen mit diesem Schreiben ein Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit für Ihr Sein und Wirken zu übermitteln.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung und Verehrung. — —

Es kam der Tag des Gerichts. Für Österreich. Ich ward nur zu einer vom Gericht angeordneten Vergleichstagung — am 10. April 1918 — berufen, verweigerte jede Erklärung und verwies auf den Einspruch, der bei den Akten lag und in dem meine ganze Verantwortung — keine andere als ich sie in der Verhandlung abzugeben vermöchte — enthalten war; bloß daß man wußte, sie würde mit noch anderer Vehemenz die Zufallsgegnerschaft zum Widerstand gegen den wahren Feind steigern. Die damals angesetzte Hauptverhandlung wurde wegen Erkrankung der Klägerin auf unbestimmte Zeit vertagt. Zu einem abermals angesetzten Vergleichsversuch erschien nur der Verteidiger, der im Sinne der folgenden Mitteilung vorging:

16. Oktober 1918.

Ich erhielt vom Landesgericht die Verständigung, daß die Tagsatzung wegen eines Vergleichsversuches auf den 23. X, 18. ½ 10 Uhr Zimmer 166 angeordnet wird. Ich nehme an, daß es bei der für den früheren Ausgleichsversuch verabredeten Sache verbleibt, und werde deshalb vorbringen, daß Sie nur bei einer gerichtlichen Vorladung Ihre Verantwortung abgeben werden, im übrigen aber auf dem Standpunkt stehen, daß in dem Einspruche alles niedergelegt ist, was Sie sagen können.

Trotz der inzwischen erfolgten Wiederkehr der Geschworenen, die gerade für solche Erweiterung des Prozeßthemas Verständnis, mindestens Gefühl haben mußten, hätte ich jede nur irgend mit der Treue zur Sache vereinbare Möglichkeit gern ergriffen, den Prozeß, dessen Gewinn keine geringere Qual als dessen Verlust war, abzutun. Denn war auch der Ausgang nicht zu scheuen und der Verlauf als die Gelegenheit, das Notwendige mit der größten Resonanz vorzubringen, wünschenswert, so war doch der materielle Anlaß, auf den die größere Sache von der Justiz sowohl wie von der nachhelfenden Sensation, die nicht einmal eine Binde vor den Augen hat, herabgesetzt würde,

von jener besonderen Bedenklichkeit, welche alle Erwägungen, die eine resolute Klägerin verabsäumt hatte, dem Geklagten auftrug und ihm gebot, die Eigenschaft, die er beleidigt haben sollte, noch in dem Zerrbild, das die Zeit aus ihr gemacht hat, zu hüten. So war es denn eine Erkenntnis, in der das Gericht zugleich eine prozessuale Möglichkeit und die tiefgefühlte Unmöglichkeit des Prozesses begriff, als es sich entschloß, mich zu einer Verantwortung im Vorverfahren aufzufordern und eben jene Darlegung, die im Einspruch enthalten war, nunmehr in meiner Vernehmung aussprechen zu lassen. Nachdem ich dem Schriftführer noch einmal diktiert hatte, was bei den Akten gelegen war, schien eben das, was vor drei Jahren nicht genügt hatte, hinreichend, um den Prozeß zu erledigen.

Landesgericht für Strafsachen Wien

Pr. 11 43/16/44 / 44

Beschluß.

Die Ratskammer am Landesgerichte zu Wien hat in der heutigen nicht öffentlichen Sitzung nach Anhörung der Staatsanwaltschaft den Beschluß gefaßt:

Das über Antrag der Frau Alice *Schalek* gegen Herrn Karl *Kraus* wegen Vergehens der Ehrenbeleidigung eingeleitete Strafverfahren wird zufolge Rückziehung der Anklage gemäß § 227 STPO. eingestellt.

Die Privatanklägerin hat gemäß § 390 STPO. die Kosten des Strafverfahrens zu tragen.

Wien, am 25. Jänner 1919.

Heldt

Dieser Schritt hat die Eigenschaft des Weibes besser rehabilitiert, als jedes Urteil vermocht hätte, und besser bewährt als die Klage, ja selbst als der Entschluß, in das Kriegspressequartier einzutreten. Die Gestalt, die daraus hervorging, um in die Zeitgeschichte einzugehen, und die ich nur widerrufen könnte, wenn ich den Inhalt dieser Jahre ungeschehen machen könnte, kann nicht verziehen und vergessen werden. Nun aber ist die Privatperson aus der Handlung geschieden und hat freiwillig jene Schranke errichtet, die zu übertreten keinem Schreibenden dieser Erde weniger als mir gefallen hätte. Es war besser, über sich selbst als selbst über mich zu triumphieren. O daß sich doch wie ein Prozeß ein Krieg mit unblutiger Würde beenden und wie eine Klage ein Ultimatum zurückziehen ließe, das eine Frau auf den Kriegspfad geführt hat, von dem so viele Männer nicht mehr zurückkehren!

II

Im Mai 1917 las ich in Genf das Berliner Tageblatt und darin ein Telegramm aus Wien des Inhalts, daß der Dichter der Könige Hans Müller gegen den Schriftsteller Karl Kraus einen Prozeß wegen Ehrenbeleidigung angestrengt habe. Zweifach sollte ich in diesen Sommertagen, ihm entrückt, den Krieg verspüren: durch den Tod eines Freundes, der in ihm gefallen war, und durch die Klage Müllers, der in ihm durchzuhalten empfohlen hatte. So ungefähr kann man sich die Stimmung vorstellen, in der ich bald darauf an den »Letzten Tagen der Menschheit« schrieb. Als ich trotzdem, nicht ohne mein Manuskript, in das damals noch mit allen Gefahren der Nibelungentreue drohende Vaterland zurückkehrte, wurde ich ins Landesgericht geladen, wo der

Dichter bereits einen, Antrag gestellt hatte, mich wegen des dringenden Verdachts, daß ich mich der Zustellung der Anzeige entziehen wolle, polizeilich ausheben zu lassen. Überdies hatte er seiner ersten Strafanzeige, die den Artikel »Hans Müller in Schönbrunn¹« betraf, eine zweite folgen lassen, weil ich inzwischen satirisch rückfällig geworden war und den »Sonnenmoriz²« geschrieben hatte. Ich leugnete nun nicht, beide Artikel verfaßt und zum Druck befördert zu haben, behielt mir die Verantwortung für die Hauptverhandlung vor, erzählte dem Untersuchungsrichter, der mich noch gekannt hat, wie ich so klein war und mir die Verantwortung für die Hauptverhandlung Bahr—Bukovics vorbehielt, einem der gütigsten Menschen, dem ich ein besseres Schicksal gewünscht hätte, als unter Preßprozeßakten grau zu werden, daß ich mich nur deshalb der Zustellung entzogen hatte, weil ich im Tal des Tödi weilte, sah beim Aussprechen dieses Namens einen Abendglanz der Sehnsucht im Blick dieses alten Touristen, wie ihn kein Müller'sches Feuilleton darzubieten vermöchte, und ging wieder, um mich der Zustellung der folgenden Anklageschrift nicht zu entziehen:

Pr XXXV 29/17 / 12

Anklageschrift.

An das k. k.

Landesgericht in St. S.

Wien.

Dr. Hans Müller,

Schriftsteller in Wien, I., Schwarzenbergstr. Nr. 8, durch Dr. Richard Preßburger, Hof— und Gerichtsadvokat, Wien, I., Kärntner-ring 12,

erhebt gegen Karl Kraus,

Herausgeber der periodischen Druckschrift »Die Fackel« in Wien, III., Hintere Zollamtsstr. 3,

wegen Vergehens der Ehrenbeleidigung vorbestraft,

die Anklage:

Karl Kraus habe durch Verfassung und Verbreitung I. des in Nr. 457 bis 461 des XIX. Jahrganges der periodischen Druckschrift »Die Fackel« ddo. 10. Mai 1917, Seite 68 bis 72³ erschienenen Artikels unter der Überschrift »Hans Müller in Schönbrunn« beginnend mit den Worten »Der Hans Müller, der nicht an die Front gehen mußte«, schließend mit den Worten »während es durchaus glaubhaft ist, daß er in Schönbrunn war« und zwar durch folgende Stellen dieses Artikels: Seite 68, Zeile 16: »Man kann ihm das Abenteuer glauben, wiewohl er sich kürzlich erst zu der Behauptung verstiegen hat, daß er vom deutschen Kaiser in der Hofburg empfangen worden sei.« Drittletzte Zeile: »Müller mißdeutet es und glaubt, er befinde sich nunmehr in jener Todesgefahr, der er durch die Aufgabe seiner Feldpostbriefe in Wien ... glücklich entronnen ist.« Seite 72, vorletzter Absatz: »Der Hans Müller ..., der öffentlich behauptet hat, daß ihn der deutsche Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen habe. Da aber der deutsche Kaiser einen Dichter, der nicht im Feld war, nicht empfangen würde, und einen, der es fälschlich behauptet, schon gar nicht, so

1 Heft 457

2 Heft 462

3 Seite 49 in dieser Ausgabe

dürfte der Hans Müller so wenig in der Hofburg gewesen sein wie im Feld, während es durchaus glaubhaft ist, daß er in Schönbrunn war«, mich durch Mitteilung von erdichteten und entstellten Tatsachen, namentlich fälschlich bestimmter unehrenhaften oder solcher unsittlichen Handlungen beschuldigt, welche mich in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen oder herabzusetzen geeignet sind. Es sei diese Mitteilung öffentlich durch die Presse erfolgt.

II. Durch Verfassung und Verbreitung der in Nr. 462 bis 471 ddo. 9. Oktober 1917 XIX. Jahrgang derselben von ihm herausgegebenen periodischen Druckschrift »Die Fackel«, Seite 53 ¹ unter der Aufschrift, »Ein junger Sonnenmoriz, beleuchtet von einem älteren Sonnenmoriz« erschienenen Glosse, beginnend mit den Worten: »Zu welchen gehört der Hans Müller nicht?«, schließend mit den Worten: »Worüber? Darüber, daß wir Österreicher zwei solche Kerle haben! Hei.«, mich öffentlich in Druckwerken, namentlich ohne Anführung bestimmter Tatsachen, dem öffentlichen Spotte ausgesetzt;

Er habe hierdurch das Vergehen der Ehrenbeleidigung gemäß § 488, 491 St. G. strafbar nach § 493 St. G. begangen.

Beantragt wird:

1. Anberaumung einer Hauptverhandlung vor dem k. k. Landesgerichte in Strafsachen Wien als Schwurgerichtshof;
2. Ladung des Angeklagten Karl Kraus, des Klägers Dr. Hans Müller, seines Vertreters Dr. Richard Pressburger und der unten namhaft zu machenden Zeugen ²;
3. Requisition der Vorstrafenerkenntnisse gegen Karl Kraus;
4. Verlesung der inkriminierten Artikel;
5. Die Verurteilung und Bestrafung des Angeklagten gemäß § 493 St. G. und § 28 Preßgesetz;
6. Verbot der weiteren Verbreitung dieses Artikels gemäß § 36 Pr. G.;
7. Erkenntnis auf Veröffentlichung des über die Anklage ergehenden Straferkenntnisses auf Kosten des Verurteilten, in den bei der Hauptverhandlung zu nennenden Tagesblättern und in der Fackel gem. § 39 Pr. G.

Gründe:

1. Der Artikel: »Hans Müller in Schönbrunn«. In den inkriminierten Sätzen im Zusammenhange mit dem ganzen Artikel wird mir nach der Intention des Verfassers, aber auch nach der Auffassung, welche der Artikel in der Öffentlichkeit nachweislich gefunden hat, der Vorwurf gemacht, ich hätte mich in der Öffentlichkeit mit dem falschen Scheine eines Mannes umgeben, der im Felde war und Feldpostbriefe schreibe, die er in Wien aufgab. Hierin liegt zweifellos die Mitteilung einer erdichteten oder entstellten Tatsache und die Imputierung einer unehrenhaften oder mindestens unsittlichen Handlungsweise und Gesinnung. Der Angeklagte wird sich nach Andeutung in früheren Nummern seiner »Fackel« zu schließen, für diese seine fälschliche, herabwürdigende Behauptung decken wollen durch eine Novelle, die in der Sonn-

1 Seite 41 in dieser Ausgabe

2 Nicht angegeben. KK

tagsnummer der Neuen Freien Presse vorn 6. September 1914 unter dem Titel: »'Cassian im Krieg' von Hans Müller« veröffentlicht worden ist. Zu dieser Konklusion oder Fiktion kommt Karl Kraus zweifellos auf dem Wege, den Leser glauben zu machen, ich hätte unter dem Decknamen »Cassian« meine eigenen Erlebnisse dem Publikum präsentieren wollen, um hierdurch gleichzeitig mich mit der Gloriele eines an der Front befindlichen Kombattanten zu umgeben.

Bei der Hauptverhandlung werde ich durch Vorlage des erwähnten Artikels sowie meiner vorausgegangenen schriftstellerischen Arbeiten den Nachweis erbringen, daß die Figur des Cassian demjenigen, der sich mit meinen Werken befaßt, durchaus keine neue ist, daß speziell ein Literat, wie Karl Kraus, der mir seit Jahren seine wenig angenehme Aufmerksamkeit zuwendet, wissen mußte, daß die Identifizierung der Erlebnisse des Cassian mit meinen eigenen dem Inhalte dieser unter dem Sammelnamen Cassian zu fassenden Novellen direkt widerspricht.

Ebenso ist es Herrn Karl Kraus bekannt, daß ich seit Kriegsbeginn regelmäßig Feuilletons in der Neuen Freien Presse unter meinem vollen Namen veröffentlicht habe, welche ausschließlich Meinungen, Eindrücke, Mahnungen, Stimmungen eines im Hinterlande Befindlichen zur Darstellung bringen, so daß die Auffassung, ich wollte mich als Kombattanten im Weltkriege gerieren, eine tatsächliche Grundlage nie haben konnte.

Die zweite Behauptung, daß der Dichter, der fälschlich behauptet hat im Felde gewesen zu sein, vom deutschen Kaiser nicht empfangen worden sein dürfte, ist in diesem logischen Zusammenhange das Bezweifeln der Wahrheit einer Tatsache, die ich öffentlich behauptet habe und die selbstverständlich wahr ist, nämlich die Tatsache meines Empfanges durch den deutschen Kaiser in der Hofburg.

Im Bewußtsein, daß nur ein wirklich sittlicher Zweck den aufgenötigten Kampf um die Ehre vor dem Schwurgerichtshofe rechtfertigt, und im vollen Gefühle, daß unsere schwere Zeit für individuelle Schicksale wenig Interesse aufbringt, mußte ich mir die Frage vorlegen, ob dieser zwingende Anlaß für mich gegeben ist, die gegenständliche Angelegenheit öffentlich auszutragen. Diesen Anlaß erachte ich in folgenden Motiven als gegeben.

Solange Herr Kraus unter zahlreichen anderen Objekten auch meine Person zum Stichblatte seiner satirischen Exkursionen machte, sich hierbei aber auf das literarische Gebiet seines subjektiven Geschmacks beschränkte, ließ ich ihn gewähren. Im vorliegenden Falle aber handelt es sich um den Zusammenhang einer Episode meines Lebens mit dem öffentlichen Interesse, daß derjenige, der als Schriftsteller zum Volke spricht, Zweifel an seiner persönlichen Integrität nicht widerspruchslos aufkommen lassen darf.

Daß in dem inkriminierten Artikel ein Angriff gegen meine Ehre gelegen ist, beruht nicht auf meinem subjektiven Gefühl, sondern geht, abgesehen von zahlreichen Stimmen aus dem Publikum, die ich unter Beweis stellen werde, aus dem Umstande hervor, daß

ich diese Klage nach vorheriger Rücksprache und mit eingeholter Genehmigung meines militärischen Kommandos einbringe.

Ein weiterer Grund liegt darin, daß meine Berufung zu Seiner Majestät, dem Kaiser von Deutschland in die Wiener Hofburg nicht nur in der österreichischen, sondern auch in der reichsdeutschen Presse, allerdings ohne mein Hinzutun ¹ eingehend besprochen worden ist, und also große Publizität erlangt hat.

Da nun der Angeklagte nicht davor zurückschreckte, eine spontane Kundgebung des deutschen Kaisers zum Gegenstande entstellender Darstellung und Deutung zu machen, so halte ich mich für doppelt verpflichtet, die wahren Tatsachen promemoria vor Gericht feststellen zu lassen. Die inkriminierten Sätze qualifizieren sich in ihrem Zusammenhange als Vorwurf einer bestimmten unehrenhaften und unsittlichen Handlung, die geeignet ist, mich in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, durch Mitteilung erdichteter oder entstellter Tatsachen gemäß § 488 St. G., gleichzeitig als Verspottung nach § 491 St. G.

2. Der Artikel in Nr. 462 bis 471, Seite 53 der Fackel vom 9. Oktober 1917 ist offenkundig seinem ganzen Inhalte nach eine Verspottung meiner Person, die ich nach § 491 St. G. inkriminiere.

Auch hier bin ich durch das besondere Motiv zur Klage veranlaßt, daß der Angeklagte durch Veröffentlichung des inkriminierten Artikels im Zuge des seit längerer Zeit gegen ihn wegen des 1. Artikels eingeleiteten strafgerichtlichen Verfahrens seinen Willen dokumentierte, die Verunglimpfung meiner Person hartnäckig fortzusetzen.

In subjektiver Beziehung hat der Angeklagte in der Untersuchung die Verfassung und Veröffentlichung beider Artikel ausdrücklich zugestanden und erklärt, daß er seine Verantwortung bei der Hauptverhandlung vorbringen werde.

Mit Dekret vom 29. Oktober 1917, zugestellt am 1. November 1917, wurde ich von dem Abschlusse der Voruntersuchung gegen Karl Kraus verständigt. Die Anklage ist daher rechtzeitig eingebracht und in objektiver und subjektiver Beziehung begründet.

Dr. Hans Müller.

Wien, 9. November 1917.

Ich hatte schon nach Einblick in die erste Anzeige, also im Stadium der Voruntersuchung, die Absicht, die nachfolgende Ehrenerklärung den Akten beischließen zu lassen, zog es aber vor, sie als Verantwortung in der Hauptverhandlung vorzubringen.

Oktober 1917

Daß Hans Müller nicht im Felde war, wohl aber eine Schilderung aus dem Feldleben entworfen hat, räumt er selbst ein und unterstützt meine Behauptung durch freiwillige Vorlage jener Schilderung, deren literarischem Wert ich doch gewiß nicht nahetreten wollte, wenn ich der Meinung war, daß sie geradezu den Eindruck des Erlebten mache. Diesen Eindruck hat sie tatsächlich, zumal in

1 Neue Freie Presse, 14. 11. 1917, Leitartikel: »Der deutsche Kaiser hat den Verfasser der mit so großem Erfolge aufgeführten Dramas 'Könige', Doktor Hans Müller, zur Audienz in die Hofburg beschieden. Herr Dr. Hans Müller hatte die Freundlichkeit, einem unserer Mitarbeiter folgende Mitteilungen zu machen.« KK

jener Zeit (Herbst 1914), in der man einem von patriotischer Begeisterung durchglühten Autor noch den Drang zumuten konnte, eben das zu erleben, was er mit so lebendigen Worten verherrlichte, auf alle Leser gemacht, und es wird, nachdem der Kläger durch Vorlage des Feuilletons »Cassian im Krieg« mir einen guten Teil meines Wahrheitsbeweises abgenommen hat, nur noch meine Aufgabe sein, zu beweisen, daß die Schilderung jenen doch vom patriotischen Standpunkt gewiß nicht zu verschmähenden Eindruck auch auf andere, zumal auf militärische Leser gemacht hat. Man mußte damals glauben, daß Hans Müller im Felde sei, genau so wie man es für wahr hielt, als er in einem Feuilleton erzählte, daß er einen deutschen Soldaten umarmt und geküßt und sodann in der Berliner Gedächtniskirche geweint habe. Hatte Müller nicht den Wunsch, einen solchen Eindruck — den der persönlichen Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen — zu erwecken, so hätte er gewiß vorsichtiger gehandelt, sich vom Sturm seiner feuilletonistischen Schilderung nicht völlig hinreißen zu lassen, sondern eine Bemerkung anzubringen, durch die von vornherein klargestellt war, daß er nur von dem Recht des Dichters Gebrauch mache, ein Erlebnis, das damals und leider noch heute das Erlebnis auch der älteren Jahrgänge ist, zu fingieren. Wenn ein Dichter aus zwingenden künstlerischen Gründen Kriegstauglichkeit simulieren will, so muß er diese Absicht unzweideutig bekunden in einer Zeit, in der so viele Menschen gern das Gegenteil getan hätten und wohl auch getan haben. Es war vielleicht nicht allzu absurd, zu vermuten, daß ein junger Mann, der eine Schilderung aus dem Feld entwirft, sich ganz so wie jene, die keine Schilderung aus dem Feld entwerfen, weil sie häufig von Granaten zerfetzt werden, eben dort befinde. Nichts lag mir ferner, als durch diese Vermutung der Ehre des Herrn Müller nahezutreten, nichts liegt mir aber auch ferner als die Absicht, Herrn Müller daraus einen Vorwurf zu machen, daß er tatsächlich *nicht* im Feld war. Ich könnte dies umsoweniger tun, als ich ja erwiesener Maßen auch nicht im Feld war, freilich auch nie durch eine verklärende Schilderung des Feldlebens bei meinen Lesern diesen Eindruck erweckt habe. Dagegen bin ich wohl in der Lage, den grimmigen Kontrast, der zwischen der Realität des Feldlebens und dem Dasein jener, denen der kriegerische Stoff feuilletonistische Gelegenheit und dramatischen Gewinn abwirft, nachdem sie bis zum Kriegsausbruch pikante Schwänke geschrieben haben, als mein tatsächliches Erlebnis zu bekunden, und ich weiß nicht, ob die Zeit, in der wir leben und sterben, danach angetan ist, mich vor einem Volksgericht darob ins Unrecht zu setzen. Was ich mit jenem Satz, den der Kläger inkriminiert, ausschließlich bezweckt habe, ist, festzustellen, daß Herr Müller, abgesehen von seinem Abenteuer vor dem Schönbrunner Pantherkäfig, tatsächlich seit Kriegsausbruch nie in Todesgefahr geschwebt hat. Wenn Herr Müller heute sagt, es wäre ja von ihm »lächerlich« gewesen, den Eindruck hervorrufen zu wollen, als ob er eine Schilderung aus dem Felde im Feld geschrieben habe, so läßt sich darauf nur antworten, daß eine so plumpe Mißdeutung, wie sie ihm hier widerfahren ist, künftig am besten dadurch vermieden werden kann, daß man, wenn man

Schriftsteller ist und im Hinterland lebt, besser tut statt der Stimmungen beim Wachtfeuer die Kohlennot zu schildern. Dann werden solche Verwechslungen nicht mehr vorkommen, die in Kriegzeiten vollends unvermeidlich sind, wenn zum Beispiel ein Theaterautor, der in Wien Zivil trägt, sich am Abend seiner Münchner Premiere in feldgrauer Tracht vor dem Publikum verbeugt, wodurch doch gewiß der Eindruck entstehen muß, daß er direkt aus dem Schützengraben auf die Bühne geeilt sei. Wenn ein kriegsbegeisterter junger Mann heutzutage bei der Wahl seiner Stoffe wie seiner Kostüme solche Unvorsichtigkeiten begeht, so kann er sich doch sicherlich nicht beklagen, daß sich die Meinung verbreitet, er sei im Felde beschäftigt, oder daß, wenn man zufällig erfährt, es sei nicht der Fall, mindestens doch der Eindruck entsteht, er lege Wert darauf, jene Meinung zu verbreiten.

Die vom Kläger zugestandene Tatsache, daß er eine feuilletonistische Schilderung aus dem Felde veröffentlicht habe, ohne dort gewesen zu sein, erleichtert nun sogar die Annahme, daß auch seine spätere Schilderung im Leitartikel der Neuen Freien Presse, die des Empfangs durch den deutschen Kaiser in der Wiener Hofburg, auf dichterischer Phantasie beruhen könnte, weil doch der Strich, der durch die Zeitung in der Mitte läuft und das was im Feuilleton steht, von dem, was im Leitartikel steht, trennt, unmöglich die Grenze sein kann zwischen dem, was man einem Dichter als Erfindung und dem, was man ihm als Erlebnis zurechnet. Gewiß war auch die Darstellung im Leitartikel so lebendig, daß man die Audienz beim deutschen Kaiser für erlebt halten konnte, aber nach der Erfahrung, die man mit Herrn Müller bei seiner Schilderung aus dem Feld gemacht hatte, war jene Vorsicht geboten, die er selbst außer acht gelassen hatte. Man hatte erfahren, daß Herr Müller während des Krieges in Wien gewilt hat (wo er sogar leichter auffindbar war als ich, dem z. B. die Anzeige des Herrn Müller tatsächlich infolge mehrmonatiger Abwesenheit so lange nicht zugestellt werden konnte, bis Herr Müller selbst mich in Wien gesehen und beim Landesgericht beantragt hat, mich polizeilich ausforschen zu lassen, weil ich mich offenbar »der Zustellung entziehen wolle«), und man war beruhigt zu wissen, daß er seinem Schaffen erhalten geblieben war, wiewohl dieses Schaffen ausschließlich die Verherrlichung jener Sphäre zum Gegenstand hatte, von deren Einwirkungen Müller entfernt geblieben ist. Umso näher lag deshalb die Vermutung, daß alles, was Müller in all der Zeit schrieb — etwa bis auf jenes Erlebnis mit dem Panther in Schönbrunn — nicht so sehr auf Erfahrung als auf Erfindung beruhe. Diese *Möglichkeit* und nichts anderes ist *der Sinn* meiner Bemerkung über sein Erlebnis in der Hofburg. *Keineswegs jedoch mein eigener Glaube, daß er diese Audienz erfunden habe.* Ich wollte sagen, daß die verwirrten Leser auch hier vor der Entscheidung zwischen Wahrheit und Dichtung stehen konnten, *nicht* aber, daß ich selbst Zweifel an der Wahrheitsliebe des Dichters in diesem Punkt hegte. Im Gegenteil. Während der Kläger für die Stelle meiner Satire, welche seine Darstellung des Feldlebens betrifft, den Wahrheitsbeweis für mich führt, bin ich in der Lage und gern bereit, ihn bezüglich des zweiten Punktes, der Audienz, für ihn zu erbrin-

gen, und zwar so vollständig, daß ich eine gründliche Klarstellung dieser Angelegenheit und damit eine ausreichende Satisfaktion für ihn erhoffe. Ja, wenn Müller dem Gericht bekannt geben zu müssen glaubt, daß er sich zur Klage, über Weisung seines »Kommandos« veranlaßt gesehen habe — eine Bemerkung, durch die leider wieder nicht dem Anschein widersprochen wird, daß Müller im Feld und nicht im Kriegsarchiv sei —, so hoffe ich, daß die folgende Aufklärung dem Standpunkt des subtilsten militärischen Ehrbegriffs Rechnung tragen wird:

Es geht für jeden Leser, insbesondere aber für jeden Leser der Fackel aus dem Text wie aus dem Ton der inkriminierten Stelle vollkommen eindeutig hervor, daß es sich mir um alles eher gehandelt hat als um die tatsächliche Behauptung, Hans Müller sei vom deutschen Kaiser nicht in der Wiener Hofburg empfangen worden, seine eigene Behauptung sei also eine Unwahrheit gewesen. Dieser Vorwurf, Müller habe eine Unwahrheit gesagt, hätte wohl keinen satirischen Aufwand gerechtfertigt. Im Gegenteil war es mir darum zu tun, meiner Bestürzung darüber Ausdruck zu geben, daß Müller die *Wahrheit* gesagt hat, als er sagte, er sei vom deutschen Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen worden. Es ist dies eine in so hohem Grade wahre und erweisliche Tatsache, daß man mich selbst dafür als Zeugen berufen könnte, da ich in der vorher erschienenen Nummer der Fackel der zweifelnden Welt sogar eine eigene Beilage ¹ geboten habe, die eine photographische Reproduktion seines sich darauf beziehenden Leitartikels enthalten hat. Ich habe also, weit entfernt, Herrn Müller einer Unwahrheit zeihen zu wollen, selbst schon den Wahrheitsbeweis, den er jetzt gegen mich führen könnte, erbracht und ich hatte ein großes, wenngleich schmerzliches Interesse, ihn zu erbringen. Nie konnte es die Tendenz dieser kommentarlos dargebotenen Photographie, die allen Lesern der Satire »Hans Müller in Schönbrunn« in grellster Erinnerung war und überall in Deutschland als die Enthüllung einer *Wahrheit* gewirkt hat — nie konnte es die Tendenz dieser Photographie einer Titelseite der Neuen Freien Presse etwa sein, zu sagen, was Müller hier behauptet, so mit allen Details, mit allen Namen der Flügel— und Generaladjutanten und sonstigen Diensthelfer der Audienz behauptet, sei unwahr. Im Gegenteil war es doch meine offenbare Absicht, jeden Zweifel auch der zeitentrückten Leser, der etwa nach einem bloßen Abdruck aus der Neuen Freien Presse immerhin noch möglich gewesen wäre, im Keim zu ersticken und den Nachlebenden, die es doch sonst kaum glauben würden, daß der deutsche Kaiser den Hans Müller in der Wiener Hofburg empfangen und zu ihm hochpolitische Worte gesprochen habe, zu sagen: jawohl, es *ist* geschehen, und wenn ihrs nicht glaubt, hier ist es photographiert! Denn hätte ich es bloß im Druck der Fackel reproduziert, wie ich es gewohnheitsmäßig seit fast zwanzig Jahren mit den kulturell bemerkenswerten Tatsachen der Epoche tue, so hätte ich — in diesem Falle gewiß — befürchten müssen, daß die orts— und zeitfernen Leser, denen doch zur Kontrolle das Original der Neuen Freien Presse fehlt, *mich* für einen Lügner halten würden, der sich, sei es aus Mangel an natio-

1 Heft 454 Seiten 2 und 3 dieser Ausgabe

nalem Bewußtsein sei es aus Gehässigkeit gegen einen harmlosen Schriftsteller, nicht gescheut habe, eine unglaubliche Geschichte zusammenzufälschen. Dieser Gefahr des Mißtrauens späterer Leser in meine Wahrhaftigkeit bin ich durch den Entschluß begegnet, den Bericht des Dichters der »Könige« über seine Audienz als autotypierte Beilage der Fackel anzuschließen. Das ist in der April—Nummer geschehen. Demgemäß konnte ich aber doch unmöglich in der folgenden Nummer behaupten wollen, Müller habe die *Unwahrheit* gesagt. Wenn es im April meine offenkundige Tendenz war, durch eine kostspielige photographische Beilage der Behauptung Müllers weitere Verbreitung und die denkbar größte Authentizität zu geben, so kann ich doch im Mai nicht — ohne Übergang, ohne ein vermittelndes Wort — das gegenteilige Bestreben gehabt haben. Die Stilisierung der Stelle erklärt sich vielmehr für jeden, der eine Satire zu lesen versteht, aus der Absicht, etwas »Unglaubliches« zu besprechen, dessen direkte Darstellung weder dem Wesen der Satire noch — in diesem Falle — den realen Möglichkeiten angemessen ist. Ich wollte sagen: »Müller behauptet, der deutsche Kaiser habe ihn in der Wiener Hofburg empfangen. *Ich kann es nicht glauben! Ich kann es nicht glauben!*« Wenn man vor einer drastischen Tatsache ausruft, daß sie »unglaublich« sei, so will man doch darum nicht sagen, daß sie *nicht wahr* sei, und besonders dann nicht, wenn es der sonstigen pessimistischen Anschauung dessen, der es rief, weit mehr entspricht, sie für wahr zu halten. Ich kann versichern, daß es mir wie übrigens Millionen andern deutsch lesenden Menschen lieber wäre, wenn die Behauptung des Herrn Müller unwahr gewesen wäre, und daß wir das alle für das beiweitem geringfügigere Übel gehalten hätten. Wenn wir aber hinzufügen, daß wir es noch heute nicht glauben, nicht fassen können, so ist doch damit wohl alles eher gesagt als daß wir *Müllern* nicht glauben. Nichts liegt mir ferner als der geringste Zweifel an der Wahrheitsliebe dieses Autors, dem es, wie er bewiesen hat gewiß nicht an Erfindungsgabe gebricht, der aber kein Lügner ist, und keinen Augenblick werde ich zögern, öffentlich und vor jedem Forum zu erklären, daß Hans Müller nicht gelogen hat, daß ich nie behauptet habe und nie behaupten wollte, er habe gelogen, als er in einem Leitartikel der Neuen Freien Presse erzählte, der deutsche Kaiser habe ihn in der Wiener Hofburg empfangen. Allerdings, es konnte mir auffallend scheinen, daß der deutsche Kaiser einen Autor, der nicht im Feld schreibt, so sehr begünstigt habe, da man wohl weiß, daß die von Kaiser Wilhelm II. anerkannten Schriftsteller durch die Bank einen militärischen Rang bekleiden, wie die Majore Lauff und Oskar Höcker, der Hauptmann Walter Bloem, und daß Ganghofer immerhin Frontberichterstatter war und sogar, wie man weiß, in Gefahr geschwebt hat. Für manchen Leser mochte wohl nur die Erklärung übrig bleiben, daß der deutsche Kaiser eben Hans Müllers Feuilleton »Cassian im Krieg« gelesen und geglaubt hatte, der Dichter habe sich bereits seine Sporen verdient. Aber so überraschend ich trotzdem die Tatsache dieser Audienz gefunden habe, gezweifelt habe ich an ihr keinen Augenblick und Herr Müller, der sie »eine spontane Kundgebung des deutschen Kaisers« nennt, ist im Irr-

tum, wenn er glaubt, daß ich nicht ganz derselben Ansicht bin. Was ich mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln der Satire unternommen habe, war der einzige Ausweg, den die Situation mir gelassen hat. Daß ich Müller nicht der Unwahrheit beschuldigen, also nicht beleidigen wollte, mußte für jeden Leser ohneweiters klar sein. Hätte ich aber geradezu seine Wahrheitsliebe gerühmt, so wäre ich wieder in den Verdacht einer unehrerbietigen Haltung gegen den deutschen Kaiser geraten, was ich umso lieber vermeiden haben wollte, als es nicht ratsam schien, die Verblüffung, die in hohen diplomatischen Kreisen nach dem Leitartikel in der Neuen Freien Presse und dann erst nach der Photographie in der Fackel platzgriff, noch durch einen direkten Hinweis auf das Geschehnis zu steigern. Ich glaube, daß es mir gelungen ist, eine Fassung zu finden, die ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, doch gerade dem Bedürfnis jener Kreise, sie zu vertuschen, gerecht wird. Da aber Herr Müller auf ihr besteht und mich zur Rede stellt, so räume ich gern ein, daß Halbheiten nicht am Platze sind, und erkläre ausdrücklich, daß er die Wahrheit gesagt hat, die auch noch in einem Beweisverfahren zu erörtern sohin hofentlich nicht mehr nötig sein wird und dem Empfinden jener wie aller deutsch gesinnten Kreise in dieser großen, aber schweren Zeit erspart bleiben möge. Müller selbst, dessen nationale Gesinnung ja die Quelle seines dichterischen Schaffens wenigstens seit Kriegausbruch bildet, wird der erste sein, der in diesem Wunsche die Rücksicht auf berechnigte Empfindungen erkennt, und fast wäre von ihm, in Wahrung höherer Interessen, das Opfer des Zugeständnisses zu erwarten, er habe gelogen, jene Audienz habe nicht stattgefunden. Nur er, niemand anderer, hätte das Recht, vielleicht die patriotische Pflicht, die Zuverlässigkeit seiner damaligen Behauptung in Abrede zu stellen. Tut er es nicht und legt er Wert darauf, daß sie geglaubt und somit die Tatsache jener aufseherregenden Audienz anerkannt werde, so bin ich der letzte, der sich diesem Streben in den Weg stellt. Ich zaudere dann nicht, mein aufrichtigstes Bedauern über ein Mißverständnis auszusprechen, das, wenn es wirklich entstehen konnte, nur auf die Unzulänglichkeit meiner Feder zurückgeführt werden kann, die eben in der guten Absicht, zugleich der Wahrheit und dem Patriotismus gerecht zu werden, es an jener verfehlen mußte. Denn daß Hans Müller bei Wilhelm II. in der Hofburg war, ist so wahr wie daß er nicht im Feld, wohl aber beim Panther in Schönbrunn war. Mehr: es ist eine der wenigen Wahrheiten, die uns deutschen Lesern seit August 1914 dargeboten wurden.

Karl Kraus.

Die für den 10. April vom Landesgericht wie üblich angeordnete Vergleichstagung hatte ein eigenartiges Resultat, auf dessen Protokollierung der Gegner ebenso großmütig wie auf die Klage verzichten zu wollen erklärte. Infolgedessen war, wie der Verteidiger mit Recht befürchtete, lügenhaften oder halben Informationen Tür und Tor geöffnet, von welcher Gelegenheit zunächst das Neue Wiener Journal Gebrauch machte. Da das Neue Wiener Journal ziemlich sicher davor sein kann, von mir eine Berichtigung zu erhalten,

und bis zum Wiedererscheinen der Fackel nicht gewartet werden konnte, so erschien in der Arbeiter—Zeitung am 13. April 1918 das folgende:

Die Ehrenbeleidigungsklage Hans Müller gegen Karl Kraus.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In einer hiesigen Zeitung war heute behauptet, daß »die Preßehrenbeleidigungsaffäre zwischen Karl Kraus, dem Herausgeber der 'Fackel', und dem Schriftsteller Hans Müller *nach längeren Verhandlungen vorgestern endlich* beigelegt wurde«. »Nunmehr« habe sich Karl Kraus »zu einer Ehrenerklärung an Hans Müller bereit erklärt, so daß der beleidigte Schriftsteller von einer Durchführung des Prozesses *absieht*«.

Diese Mitteilung ist unrichtig. Ohne daß überhaupt Verhandlungen vorangegangen waren, hatte das Landesgericht einen Termin für den 10. April angeordnet, an welchem ein vom Kläger eingebrachter Vertagungsantrag erörtert und ein Ausgleichsversuch unternommen wurde. Der Klagevertreter erklärte vorweg, auf einen Teil der Klage, der sich auf »Verspottung« durch die Glosse über den »Sonnenmoriz« bezieht, überhaupt keinen Wert zu legen. Die beiden anderen Punkte betrafen den angeblichen Vorwurf, Herr Müller habe der Welt einreden wollen, daß ihn der deutsche Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen habe, und ferner, er habe fälschlich behauptet, im Felde gewesen zu sein, während er doch seine Feldpostbriefe in Wien aufgegeben und seit Kriegsausbruch nur vor dem Schönbrunner Pantherkäfig in Gefahr geschwebt habe. Ich bemerkte, daß ich ausschließlich über den Punkt der Audienz eine Erklärung abgeben könne. Hier sei eine satirische Form und keine konkrete Behauptung angeklagt und ohneweiters sei ich bereit, zu bekennen, daß mir nichts ferner liege als auch nur der geringste Zweifel an der Tatsache, daß Herr Müller von Wilhelm II. berufen worden ist, da ich ja im vorhergehenden Hefte sogar den Audienzbericht des Herrn Müller in einer photographischen Beilage reproduziert hätte. Sollten sich trotzdem Leute gefunden haben, die aus meiner Satire einen tatsächlichen Zweifel herauslesen wollten, so sei ich bereit, zu erklären, daß ich die Audienz für eine Tatsache halte, ja für eine der wenigen Wahrheiten, die uns seit Kriegsausbruch geboten worden sind, und daß ich nichts anderes gewollt habe, als die Bestürzung über eine Tatsache, vor der man »Unglaublich!« ausruft, auf meine Art darzustellen. Ich erklärte mich bereit, vor jedem Forum, mündlich und schriftlich, protokollarisch oder im Druck, meinen Glauben an diese Tatsache festzulegen. Bezüglich des zweiten Punktes lehnte ich jede Erklärung ab. In der sich an diese Weigerung anknüpfenden Debatte, die den Kläger in lebhaftere Erregung versetzte, versicherte er etlichemal, daß er mir sein Ehrenwort geben könne, er habe »nicht die Absicht gehabt«, den Schein zu erwecken, als ob er seine begeisterten Stimmungen aus dem Feldleben, wie sie namentlich in dem Feuilleton »Cassian im Krieg« enthalten waren, im Felde geschrieben hätte. Auf die wiederholte Frage, ob ich denn seinem mir »vom Menschen zum Menschen« gegebenen Ehrenwort mißtraue, gab ich die Antwort, daß ich,

wenn er es ehrenwörtlich versichere, zwar glaube, daß er eine solche »Absicht« nicht gehabt habe, wohl aber habe er den Schein, als ob er im Felde sei, der ja an und für sich bei seinem Jahrgang und gar angesichts seiner begeisterten literarischen Haltung kein monströser Schein sei, tatsächlich hervorgerufen, einen Schein, an dessen Entstehen ja nicht gerade dolose Absicht, sondern vor allem Eitelkeit beteiligt sein mochte. Herr Müller versicherte nun, daß es ihm nur um die Anerkennung der fehlenden bösen Absicht zu tun sei und daß er das Feuilleton »Cassian im Krieg«, welches den Schein hauptsächlich erregt hat und das er als eine »damals in Berlin eilig hingeschmierte Arbeit« bezeichnete, weil es ihm so viel Mißverständnisse eingetragen habe, heute bereue. Auf die Frage, ob eine Protokollierung meiner Erklärung zum Audienzpunkt, zu der ich ausschließlich und gern bereit war, vorgenommen werden solle, sagte Herr Müller, daß ihm das Ergebnis der Debatte genüge; da aber mein Anwalt sich für eine schriftliche Festsetzung aussprach, durch die am wirksamsten falschen Darstellungen begegnet werden könne, wurde beschlossen, daß die Parteien gelegentlich zur Formulierung des Besprechungsergebnisses zusammentreten sollten; der Kläger wollte sich noch einmal überlegen, ob er schon vorher von der Klage zurücktrete. Damit war der Ausgleichsversuch beendet. Am Abend desselben Tages teilte der Anwalt des Herrn Müller meinem Anwalt mit, daß sein Mandant von dem Ergebnis der Besprechung befriedigt sei und die Klage zurückziehe.

12. April 1918.

Karl Kraus.

Darauf erschien im Fremdenblatt vom 20. April das folgende und ähnliche in andern Blättern. Auch die Berliner, Prager etc. Presse brachte wieder Telegramme wie nach der Erhebung der Klage.

(DER PROZESS MÜLLER—KRAUS FINDET STATT.) Hof— und Gerichtsadvokat Dr. Preßburger teilt uns in Vertretung des Schriftstellers Dr. Hans Müller mit, daß sein Klient die auf Initiative des Verhandlungsvorsitzenden Oberlandesgerichtsrates Dr. Altmann zwischen Dr. Müller und dem geklagten Herausgeber der »Fackel« Karl Kraus eingeleiteten Vergleichsverhandlungen als gescheitert ansieht, und zwar wegen der über diese Verhandlungen von Herrn Kraus in einer Wiener Tageszeitung publizierten Darstellung. Infolgedessen wurde die Ehrenbeleidigungsklage nicht zurückgezogen. Die Verhandlung sollte heute vor dem Schwurgerichte durchgeführt werden, ist jedoch auf unbestimmte Zeit vertagt worden und findet zu einem späteren Termin statt.

Schließlich geschah das folgende:

Landesgericht für Strafsachen Wien

Pr. II 29 17

Beschluß.

Die Ratskammer am Landesgerichte für Strafsachen in Wien hat nach Anhörung der Staatsanwaltschaft in der heutigen nicht öffentlichen Sitzung beschlossen:

Das von Herrn Dr. Hans Müller gegen Herrn Karl Kraus wegen Vergehens der Ehrenbeleidigung eingeleitete Strafverfahren, wird wegen eingetretener Verjährung eingestellt (§ 40 Preßgesetz).

Die Kosten des Strafverfahrens hat gemäß § 390 STPO der Privatankläger zu tragen.

Wien, am 16. November 1918.

Unterschrift unleserlich,

Ich habe mich dieser Zustellung nicht zu entziehen versucht. Die Verjährung des Strafverfahrens aufzuhalten, hatte nicht in der Macht des Angeklagten gelegen.

Eine nicht unwichtige Rolle war im Prozeß der folgenden Theaterkritik zugebracht, die in der 'Münchener Post' vom 3. März, 1917 erschienen ist und die nicht allein wegen des besprochenen Dichters, sondern auch wegen des Kritikers, der nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet hatte, ein geschichtliches Interesse verdient:

HOFTHEATER. (*Könige von Hans Müller.*) Der Platz eines deutschen poeta laureatus war verwaist. Früher hatte ihn der Erzeuger von Charleys Tante inne. Das ist vorbei, schon weil er ein Engländer ist. (Wien spielt aber gegenwärtig gleichwohl Charleys Tante, um sich von Hans Müller zu erholen!) Dann kam der Major v. Lauff. Um den ward's still. Endlich nach beklemmender Pause haben wir wieder einen: den Wiener aus Brünn, Hans Müller, auf der Münchener Hofbühne schon mehrfach rückfällig, jetzt aber mit seinen Jamben—*Königen* der Erwählte. Cotta, der sich einst dazu hergab, Goethe zu verlegen, beherbergt jetzt Hans Müllers *Könige*. Dem Buch gibt Cotta einen Kritiken—Zettel mit, auf dem zu lesen, was z. B. das Leipziger Organ des deutschen Kronprinzen geschrieben hat: »Die bei weitem reifste dramatische Frucht, die uns der Krieg bisher bescherte. Eine literarische Zeitschrift wird gar mit dem unheildräuenden Satz angeführt: »Man wird dieses Drama spielen, wo es nur ein deutsches Theater gibt« (Letzteres war aber ironisch gemeint und einer verhöhnenden Kritik mißverstehend entnommen.)

Hans Müller hat, in Feldgrau gekleidet, von Wien aus ergiebigen Frontstimmungen gefrönt. In der Öde dieses Stellungskrieges hinter der Front las er Uhlands hundertjährigen *Ludwig der Bayer*. Uhland legte mit jenem von der Münchener Hofbühne einst abgelehnten Schauspiel ein frühes großdeutsches Bekenntnis ab. Hans Müller, dessen Drama beim Münchener Hoftheater mehr Glück hatte als Uhland, verarbeitete das Drama zum bundesbrüderlichen Kriegsstück. Es geht folglich höchst monarchistisch her:

Wenn einer nur

Von Deutschlands Majestät den Atem sog,

Berührt nur hat des Reiches Diadem,

Ist er doch mehr als anderwärts ein Fürst.

Der Zoller, der Burggraf von Nürnberg bekennt:

Seit jeher war

Es Zollern—Recht, den Schwachen beizustehen.
Vom deutschen Volk wird gesagt:

Weil jeder jedem traut, weil sie in ihrem
Hellblauen Aug den Himmel selber spiegeln,
Traun sie sich offen auch dem Ganzen an.

In diesem Zusammenhang wird auch die ethnologisch—anatomische Beobachtung angebracht, daß der Arm der Deutschen, mit dem sie einerseits Berge sprengen, der andererseits manchmal auch grimmig wehe tut, zum Herzen doch zurückläuft als zu der Wurzel. Da dieser Arm *läuft*, und zwar zurück zu seiner Wurzel, handelt es sich also wohl, sofern der deutsche Mensch, und wäre es selbst Hans Müller, kein Vierhänder ist, um eine Art Fußarm. Auch die erotische Sprache hebt ihre Schwingen: Friedrich von Österreich sagt zu seinem blinden Weibe:

An deinem weißen Halse
Versinkt die Welt — und mit ihr auch die Schuld.

Es muß ein außergewöhnlich gut entwickelter Blähhals gewesen sein.

Was die Poesie sonst anlangt, so zwitschern den ersten Akt hindurch die Vögel in den Käfigen. Im zweiten Akt blüht ein Apfel— und ragt ein Nußbaum, auch küßt der aus der Gefangenschaft Heimgekehrte naturgemäß den Boden. Im dritten Akt rechnet Ludwigs Tochter Mechtild das Haushaltungsbuch zusammen und findet, daß alles so schrecklich teuer geworden. Aber Mechtild spart tapfer an Wein und Äpfeln. Auch das ist, belehrt sie König Ludwig, vaterländischer Hilfsdienst:

Denn was du ersparst,
Ersparst du meinen Bürgern in die Tasche.
Ein König ist nur ein Verwalter. Fällt
Ein Bissen Brot zu viel von seinem Tisch,
Um den ward irgendwo ein Mund betrogen.

Nur an Kindern darf nicht gespart werden. Eine Witfrau, deren Mann gefallen ist, schreibt, daß sie 14 eheliche Kinder hätte. Worauf Ludwig bemerkt — »ehrfürchtig«, gibt die Regiebemerkung an:

Vierzehn!! Wie wollen die uns ans Blut, solange
Der Storch, das deutsche Tier ...

So jauchzt Hans Müllers deutscher Humor. Und seine deutsche Moral verkündet, daß die höchste Pflicht sei, Wort und Vertrag in Treue zu halten, und durch keine Not und kein Machtgebot sich davon abbringen zu lassen.

Es ist peinlich, wenn gefühlsstarke Schauspieler, wie der junge Herr *Janssen*, solche Theaterpuppen mit Empfindungen ausstatten, als wenn es eine Dichtung gälte und nicht nur den Kriegersatz Dichterol. Durch diese unangebrachte Hingabe wurde das Stück überdies so gedehnt, daß mir die ersten zwei Akte schon wie drei erschienen, und ich dem angedrohten dritten mich deshalb entziehen durfte; dadurch gewann ich zugleich Zeit, reuig dem Karl Rößler abzubitten, daß ich *sein* Fürstenspiel von den zwei Seehunden nicht zu schätzen vermochte; ich kannte damals die »beiden Seehunde« von 1325 noch nicht.

Die Platzmieter des Hoftheaters wurden durch den Gemeinplatz—Mieter aus Brünn augenscheinlich nicht allzu sehr angeregt. Aber sehen wollten sie wenigstens den Dichter. Man klatschte und Hans Müller glitt feldgrau am Vorhang vorüber. K. E.

Und welcher Zuschauer hätte gezweifelt, daß die Auffassung, er wollte sich als Kombattanten im Weltkriege gerieren, eine tatsächliche Grundlage nie haben konnte! Aber ob er sich gerieren wollte oder nicht, sie hielten ihn dafür, und in der Erinnerung an Müllers Schwänke aus der Friedenszeit, nun solch heroischem Schauspiel ausgesetzt, mochten sie sich den Kostümwechsel wohl so erklären, daß sie dachten, es stünde nur dem der Harnisch gut, der einst den Schlafrock getragen. Der Kritiker ließ es nicht gelten. Wer war er?

Seit Goethe dürfte es wohl keinen deutschen Dichter gegeben haben, der so häufig wie Müller mit jenen Persönlichkeiten in unmittelbare Berührung gekommen ist, die gleich dem Dichter auf der Menschheit Höhn zu wohnen pflegen. Und da einer, der nur gleich Müller von Deutschlands Majestät den Atem sog, berührt nur hat des Reiches Diadem, bekanntlich mehr ist als anderwärts ein Fürst, so kann man sich vorstellen, wie klein ich mir vorgekommen bin, als er, jeder Zoll ein König, in jenem Zimmer des Landesgerichts mir gegenübertrat. In meines Nichts durchbohrendem Gefühle, nur die »Letzten Tage der Menschheit« und keine aufführbarere Tragödie geschrieben zu haben, in dem Bewußtsein, wenn die Könige bau'n, nur niederreißen zu können, saß ich da und dachte, daß ich der Landgraf zu so etwas nicht mehr kommen werde, weil nun bald die Gelegenheit vorbei sei, an eines Reiches Diadem auch nur zu tippen. Welch Hochbeglückter, der in seinem Dichterleben wahrhaftig nicht zu klagen hatte, begehrte da Satisfaktion von mir und bestürmte mich mit der Beteuerung, die meinen vollen Glauben fand, es sei »das erste Mal, daß er Karl Kraus gegenübersetze, es sei vielleicht das letzte Mal«. Er hätte es seinen Potentaten zurufen sollen. Was wollte er? Wilhelm wohnte der Vorstellung bis zum Schlusse bei und tat noch ein Übriges, Ludwig beschied den Dichter in seine Loge: auch dies ließ sich nicht leugnen, was wollte er noch? Er war nicht nur der Dichter der Könige, sondern auch der Dichter der Könige, er hatte nicht nur die Könige geschrieben, sondern es war ihm auch vergönnt, sie vor einem Parterre von Königen aufgeführt zu sehen, und als die Zeit anbrach, in der die Könige — kein Wunder bei solchem dramatischen Gebrauch und solchem dramatischen Geschmack — schon parterre waren, da interessierte sich wieder eine Persönlichkeit für ihn, die bald ausersehen sein sollte, einen deutschen Thron zu stürzen, so daß man sagen kann, ein späteres Staatsoberhaupt habe die Könige verrissen. Ob es nun für einen dramatischen Dichter mehr Ruhm bedeuten mag, von einem Wittelsbacher gelobt oder gar vom Präsidenten der bayrischen Republik getadelt zu werden, jedenfalls ist es ein literarhistorisches Faktum eigenster Art, daß der Verfasser jener spontanen Kundgebung, die ich oben zitiert habe, niemand anderer als Kurt Eisner war, auf dessen Aussage ich mich, wenns zum Prozeß gekommen wäre, in einem Zeitpunkt hätte berufen können, in dem Müllers Kronzeugen bereits versagt hatten. Haben solche Persönlichkeiten je über mich geschrieben, mit mir gesprochen? Kann einen, der den Platz an der Sonne erreicht hat, nicht das Bewußtsein trösten, daß es purer Neid ist, wenn ich ihn einen Sonnenmoriz heiße? Was wollte er von mir? Von mir, der niemandes Ehre beleidigen kann, dessen Urteil und Publizität, dessen Leben und Treiben sich außerhalb jener Welt vollzieht, in der einer gilt und in der sich Gruppen bilden, um es ihm zu bestätigen. Gar nicht ignorieren, sich abwenden und sei-

nes geraden Weges gehen ist die einzig würdige Haltung einem Gebaren gegenüber, dessen geringfügige Wirkung zur Not ausreicht, ruhmlos dreißig Vortragssäle im Jahr zu füllen, so daß kein Wiener Literat darin Platz hat, während die seriöse Wiener Literatur, wenn sie sich zu einem einzigen Durchfall zusammentäte, sich dafür durch die schallende Beachtung der Presse entschädigt wüßte. Wie kann sie sich nur dazu hinreißen lassen, aus der Hauptrolle, durch die sie von meiner stummen Partie absticht, zu fallen und beleidigt zu sein? Sie war bisher vornehm genug, ihre rasende Neugier nach meinen Vorlesungen zu bändigen, und noch nie hat man einen aus dem Gewimmel der täglichen Theater— und Literaturrerubriken in meinem Auditorium bemerkt. Wenn sie sich wirklich dazu verleiten lassen, die Fackel zu lesen, so haben sie gewiß für vollsten Ausschluß der Öffentlichkeit gesorgt. Immer wieder ertönt, wenn sie sich privatim äußern, ihre Beschwerde, sie seien wehrlos gegen mich, denn sie hätten bloß die Neue Freie Presse zur Verfügung. Rafften sich ihre geriebeneren Vertreter unter andern Strichen zu einer Entgegnung auf, so regt sich nur die impotente Wut jener schmäherlicheren Anonymität, die das Objekt nicht beim Namen nennt und der ich gelegentlich damit quittieren werde, daß ich dem feigen Lumpen den Namen gebe, den er verdient, nämlich seinen eigenen. Daß aber der meine in ihrem Vokabular nicht vorkommt, mag er auch längst über ihre Köpfe hinweg in den sittlichen und geistigen Besitz einer preßfernen Menschheit eingegangen sein; daß »man« — diese konventionelle Abkürzung, durch die tausend Schreiber noch keinen Mann ergeben — von mir nicht Notiz nimmt, weil ich sie nicht gebe und weil eher die Welt untergehen wird, bevor ihre Schwarzkünstler von mir eine Freikarte oder ein Rezensionsexemplar kriegen, ist recht so, Denn es führt kein Weg von mir in die Sphäre des Betriebs und des Betrugs und darum ist der Rückweg noch ungangbarer. Wie ist es dann aber möglich, daß hin und wieder doch eine beleidigte Ehre mir zu bestätigen unternimmt, daß ich da bin? Ich muß ja immer wieder darüber staunen, daß jene noch fortleben, die schon als Figuren der »Letzten Tage der Menschheit« fortleben, daß dort, wo sie leibhaftig waren, nicht vielmehr ein Loch in die Sphäre gebrannt ist. Aber beide zugleich sind wir nicht da. Und darum war Müllers Verzicht auf ein Zusammentreffen im Gerichtssaal, das ja nur dem Mißverständnis, als ob ich ihn gemeint hätte, Nahrung geben konnte, eine gute, wenngleich späte Erkenntnis. Schon die Zimmerprobe hat mich enttäuscht. Ich hatte mir ihn noch königlicher gedacht, weniger Brüner War' den Purpur. Öfter mußte Preßburger zur Mäßigung mahnen: »Sie sind ein Nervenmensch!«, wenn er dem Männerstolz, den er gewiß vor Königsthronen bewahrt hatte, zugunsten jener Allbrüderlichkeit zu entsagen drohte, die die Literaten des Kriegsarchivs erst nach Friedensschluß zugelernt haben, die aber Müllers Note schon zu jener Zeit war, als er, dem Kaiser gebend, was des Kaisers ist, zwischen dem Zollernaar und dem Doppeladler in oft heikler Situation bemüht war, die Meinungen, Eindrücke, Mahnungen und zumal Stimmungen eines im Hinterlande Befindlichen zur Darstellung zu bringen. Er sprach zum Herzen, appellierte an meine besseren Regungen und beteuerte, seine besten Bekannten — ich glaubte etwas wie »Fanto« zu hören — hätten nach meiner Satire gezweifelt, ob ihn Wilhelm wirklich in der Hofburg empfangen habe, vielleicht sei er nur im Zug empfangen worden, wenn überhaupt. Ich erklärte mich mit jener Ruhe, die mich in historischen Lagen nicht verläßt, zu jeder nur gewünschten Feststellung bereit, so daß, als der Sturm der Leidenschaft sich noch immer nicht legen wollte, der Richter wie die Anwälte die Vergeudung von Gefühlen an einen aufgeklärten Sachverhalt beklagten. Nein, das war kein Gegner, kein

polemischer Partner. Zur Polemik muß der so tauglich sein, den sie trifft, wie der, der sie übt; gewachsen wie dem Schicksal der Kriegsverwendung. Für die Satire aber ist Kleinheit die unerläßliche Voraussetzung, denn das eben macht ihren Wert, den Kleinen zwar zu nennen, aber nicht zu meinen, und sie wächst an dem Mißverhältnis zwischen der Unscheinbarkeit eines Anlasses und der Scheinbarkeit einer Geltung, um nichts anderes zu meinen als eben dies. Als ich Müller sah, sah ich erst, wie wenig ich gegen ihn hatte. Nein, der führte nichts im Schilde, den er führt, und ist sicherlich einer der Gutartigen von jenen, die das Geistesleben vertreten. Er war gewiß von den besten Absichten erfüllt, als er schrieb, daß ihm der Kuß der Gioconda nicht so gut geschmeckt hätte wie jener, den er bei Kriegsausbruch einem deutschen Bruder unter den Linden verabreicht hat. Und ich muß schon sagen, daß die ganze unerbittliche Strenge eines Angeklagten dazu gehört hat, in der Gerichtssitzung solche Vertraulichkeit zu entfernen, in den Momenten der Aufwallung einer tieferen Kameradschaft, da jener als Mensch zum Menschen zu reden begann, der nun nichts anderes wünsche als »Karl Kraus nicht vor die Geschwornen zu bringen«. Ein begreiflicher Wunsch, dessen Erfüllung sich durch die Stellung eines Strafantrags ein wenig verzögert hatte. Aber er ist nun einmal auf der Sonnenseite des Lebens geboren und schien entschlossen, auch mich herüberzuziehen. Daß er mich polizeilich bis zu den Schatten hatte verfolgen lassen wollen, um mich von dort dem Gericht vorzuführen, davon wollte er nichts mehr wissen. Als so der Kläger auf einer gefühlsmäßigen Austragung der Sache bestand, während ich eine Protokollierung seines Klageverzichts (und zumal meines Zugeständnisses über die Audienz) nicht ungern gesehen hätte, da waren sämtliche Zeugen der Szene einig, daß die Begegnung mit Wilhelm in der Hofburg zwar ehrenvoller, aber die mit dem Panther in Schönbrunn kaum so aufregend gewesen sein mochte. Erstaunt über die Wesensfülle, die in der deutschen Literatur Platz hat, blickte der Richter dieser Prozeßpartei nach, die ihre volle Genugtuung in der Erlaubnis gefunden zu haben schien, sich entfernen zu dürfen. Wenn Müller vor Einbringung der Klage statt seines Advokaten mich gefragt hätte, so hätte ich ihm widerraten. Er hätte bei dieser Gelegenheit erfahren, daß ich nichts gegen ihn habe, ihm aus seinem Talent keinen Vorwurf mache und an meinem Witz keine Schuld gebe. Um seiner bürgerlichen Ehre nahezutreten, müßte ich nicht so weit von der Welt leben, in der sie erworben wird, und seine Honorigkeit muß für mich ausgemacht sein, sonst hätte ich nicht die innere Freiheit, mir ihn vorzustellen, wie er einen Weltkrieg hindurch »Wohlan!« sagt. Daß solche Schöpfer wie er Ruhm und Heiterkeit mit gleichem Schall ernten, damit müssen sie sich billigerweise dergestalt abfinden, daß sie diese nicht als Einbuße, sondern vielmehr jenen als Entschädigung werten. Geht es nicht über ihre Kraft, eine Tragödie zu schreiben, so gehts doch über meine, keine Satire zu schreiben. Rechtzeitig über den Unterschied zwischen dem Wesen der Satire und eines Ehrenangriffs belehrt, hätte der Hans Müller gewiß unterlassen, mich vor Gericht zu rufen und den Interessenten sämtlicher deutscher Preßbetriebe durch ein Jahr die Hoffnung zu erhalten, daß nun die Stunde der Abrechnung mit mir gekommen sei. Welch eine kostspielige Abrechnung für den, der gewinnt! Der Hermann Bahr würde, seitdem er über mich im Schwurgerichtssaal einen Sieg erlitten hat, im Austragstüberl der literarischen Achtung leben, auch wenn er sich nicht auf eine Alm verzogen hätte, wo es tatsächlich keine Sünd, auch nicht die, am Sonntag zu lügen, zu geben scheint. Was aber würde eine Verurteilung gegen mich beweisen? Gegen einen, der in der Welt, unter deren Ehrenmaß die Kriegsliteraten gedeihen, nichts zu verlieren hat

und in jener, die ihn achtet, nichts verlöre, da sie ihn doch um der inkriminierten Handlung willen achtet. Stelle ich mich dem Prozeß, so geschieht es nicht, weil ich nicht die moralische Berechtigung hätte, eine irdische Kompetenz abzulehnen, vor der sich zu verstecken dem in der sozialen Welt wirkenden und dennoch verantwortungsscheuen Journalismus zum Vorwurf gereicht, sondern deshalb, weil mir, um gegen ihn zu wirken, jedes Forum und noch jenes, das meine Idee am größten verstofflicht, willkommen ist. So unsicher für den Gegner der Ausgang ist, der Verlauf ist mir sicher. Da dieser eine Ramponierung des Gegners bewirkt, jener aber in keinem Fall die meine, so bliebe nur die Genugtuung, mir zu einem materiellen oder physischen Schaden zu verhelfen. Eine Geldstrafe? Die bringe ich leichter herein, als ein anderer spielend, indem ich einmal öfter zu einem wohltätigen Zweck, nämlich für die Armen der Stadt Wien lese. Arrest? Als ob die Sirk—Ecke, an der man Herrn Müller begegnet, wenn man sich just der Zustellung einer Anzeige entziehen will, ein gesünderer Aufenthalt wäre. Als ob ich nicht lieber dahineinginge als zu den »Sternen«! Als ob ich gebessert wieder herauskäme. Hätte ich den Sturz der Könige im Kerker erlebt, ich hätte doch nicht umhin können, in der Freiheit den satanischen Humor der Tatsache hervorzuheben, daß die Republik ihr Staatstheater mit einer Dichtung von Hans Müller eröffnet und daß die Gewissenstragödie eines Galilei danach angetan ist, die Kriegsgewinner in der Hofloge in nichts zu enttäuschen als dadurch, daß sie ihnen die den ganzen Abend erwartete Pointe vorenthält. Mag Feldgrau nicht nur die Farbe millionenfachen Leids, sondern auch die Marke des Tantiemensegens gewesen sein, mögen hungerissene Könige in den letzten Stunden, die sie auf den Höhen einer undankbaren Menschheit zubringen durften, in der Empfindung geschwelgt haben, daß Deutschland wieder einen Dichter habe, weil Österreich noch einen Feuilletonisten hatte — kein Schaden hätte mich abgehalten, für den Spott zu sorgen, der die Urteile der Justiz so gut wie die der Weit revidiert, und hatte ich mich über die Könige erhoben, so griffe ich an die Sterne, um dreist zu bekennen, daß Galilei kein Sonnenmoriz war! ja selbst kein Scheiterhaufen nähme mir die Lust: die Lizenz, die die Plauderer vom Zeitgeist empfangen, in die Garderobe geweihter Erlebnisse zu schliefen und heroische Angelegenheiten für die Emotionen eines Verdienerspacks herzurichten, auf meine Art zu überprüfen. Denn solange die Sonne dieser Gunst strahlt, wird meine Erde, klein genug, sich um dieses Problem drehen, die Satire steht nicht stille, und die es haben wollen, ihnen tönt statt des verlangten Widerrufs, unerwartet und doch vertraut, ernst aber zuversichtlich, auf Ge-
deih und Verderb, der Ruf ins Ohr: Und sie bewegt sich doch!

Kultur und Presse

Die nach der Vorlesung des »König Lear« am 30. Mai 1918 geplante Wiederholung vor jenen beklagenswerten Mittel— und Hochschülern, die einer Aufführung der Tragödie mit Herrn Wüllner (oder Herrn Reimers) im Burgtheater beigewohnt hatten, ist zustande gekommen, wiewohl das k. k. Unterrichtsministerium auf das Ersuchen, das pädagogische Vorhaben durch Nennung der damals mißbrauchten Schulen und Jahrgänge zu fördern, mit keinem Ton geantwortet hatte. Die »Eingabe« war unter dem Titel »Ein Staatsverbrechen an Shakespeare und Jugend« in der Nr. 484 — 498 der 'Fa-

ckel' im Oktober 1918 abgedruckt, also zu einer Zeit, wo das sympathische Institut schon in den letzten Zügen lag. Immerhin war sie vom 12. Juni datiert, also von einem Tage, an dem die Monarchie noch mit Siegen beschäftigt und außer der bürokratischen Faulheit kein ersichtlicher Grund vorhanden war, alle viere von sich zu strecken. Hätte die Schande der Jahrhunderte noch ein Parlament erlebt, so wäre der Unterrichtsminister — irgend so ein Zwicklin-ski, der jetzt vermutlich in Warschau damit befaßt ist, den Wiener Schulen Kohlen zu versagen — gezwungen worden, nicht nur für die Unterlassung einer Maßregel, die der erste Kulturakt seines Amtes gewesen wäre, sondern auch für die dreiste Nichtbeantwortung einer von gemeinnütziger Absicht diktierten Zuschrift Rede zu stehen. Nicht nur der Skandal der Behandlung Shakespeares im heutigen Burgtheater und des Unterfangens, zu einer Orgie des Unstils und Dilettantismus die Jugend herbeizurufen, wäre parlamentsreif geworden, sondern auch das Verhalten einer k. k. Behörde, die zeitlebens den Ehrgeiz hatte, dem letzten Sudler »entgegentzukommen« und den Wahn der literarischen Impotenz mit Stipendien zu nähren, gegen eine Instanz des Geistes, an der sich das monarchische Österreich durch zwei Jahrzehnte mit seiner ganzen Feigheit, hämischen Stumpfheit und Preßfurcht vorbeigedrückt hat. Es ist das Unglück der Republik, daß sie nicht den Mut gehabt hat, solchen Totengräbern der Freiheit lieber eine Arbeitslosenunterstützung zu zahlen anstatt von ihnen die Agenden des neuen Lebens besorgen zu lassen. Die Vorstellung entbehrt nicht der Pein, daß im heutigen Staatsamt für Unterricht, dessen Leiter ja bedauerlicher Weise die sechzigjährige Concordia als Kulturträgerin begrüßt hat, einer der Menschen säße, denen mein Wunsch, der obersten Schulbehörde selbstlos zu dienen, einen Lacher gekostet hat, und die Genugtuung, daß ein unnützes Ministerium vor Erledigung eines Aktes zusperren mußte, wäre beeinträchtigt. Der Unterstaatssekretär hat, so hören und staunen wir, »in warmen Worten« der großen Verdienste gedacht, »die sich die Vertreter der Presse um das politische, soziale und geistige Leben unseres Vaterlandes erworben haben«; und sie haben es doch vergiftet, sie haben es erschlagen und sie haben es besudelt; und nicht zuletzt noch, nach dem Ergebnis eines Weltkriegs, durch den Druck ihres unversehrten Prestiges bewirkt, daß die neuen Männer mit ihnen sprechen und es nicht übers Herz bringen, an ihrem Geburtstag unsentimental zu bleiben. Aber wir wollen, mag auch die Gelegenheit, daß der Antritt eines republikanischen Amtes ein Tritt und keine Verbeugung vor den zerstörenden Mächten der Vergangenheit wäre, versäumt sein, Geduld, Hoffnung und Mut genug fassen, um damit auch jenen auszuhelfen, die das bekannte Seidler'sche Staatsschiff im Untergang übernommen haben und nun in der wohlbegründeten Sorge, das nackte Leben zu retten, der Meinung sein mögen, daß man den Haifischen Habe die Ehre sagen muß. Und was ein armer Mann wie Hamlet ist vermag, so Gott will soll nicht fehlen. Den Übermut der Ämter hofft er nicht mehr leiden zu müssen und was die Schmach anlangt, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, so wünscht er zu allseits gedeihlicher kultureller Verrichtung, daß es in der Republik nebst Männern der Presse auch Männer gegen die Presse geben möge.

* * *

Einige scheint es zu geben. So sagte in der 39. Sitzung der Nationalversammlung, 18. November 1919, der Abgeordnete *Austerlitz*:

... Aber, meine Herren, wir dürfen wieder nicht übersehen, daß aus demselben Instrument, aus dem die Hemmnis des Bösen entspringt, auch die Bereitung des Bösen entsprungen ist, und man würde ein Versäumnis begehen, wenn man die große Schuld der Presse an dem Ausbruch des Weltkrieges, an seiner Dauer und seinem entsetzlichen Ausgange nicht darlegen würde. (Lebhafte Zustimmung.) ... Wenn wir die Blätter betrachten, die die größte Verbreitung in Europa genießen, so werden wir nicht finden, daß die Zeitung, die die besten, getreuesten und vollkommensten Nachrichten bringt, und deren Gründen eine besondere Überzeugungskraft innewohnt, die größte Verbreitung und die größte Verführung auf die Menschen gewinnt, sondern im Gegenteil, wir sehen, daß in ganz Europa — da ist ein allgemeines Urteil zulässig — in jedem Land eine Hetzpresse entstanden ist, die ihre ganze Kraft in der Aussaat von Haß und Zwietracht gegenüber dem, was sie den »Feind« nannte, betätigt hat ...

... Das hat dann jene Stimmung hervorgerufen, aus der sich der Weltkrieg wie ein Ungewitter entladen hat. Mit den Diplomaten und schuldigen Monarchen stehen diese bestimmten Zeitungsschreiber in erster Linie. (Zustimmung.) Es ist eine merkwürdige Sache. Die Schuldigen sind alle geächtet und gebrandmarkt, die Minister landflüchtig, die Generäle verachtet, die Monarchen entthront. Aber dieselben Hetzer, die diesen Weltkrieg mit der Schürung aller Hassesinstinkte hervorgerufen haben, die spreizen sich weiter, teilen Zensuren aus und hofmeistern; mit dem Schilde der Preßfreiheit gedeckt, behaupten sie, daß, wer ihnen an den Leib rücken wollte und sagen würde, so gut man alle die andern geächtet und davongejagt hat, so sollte man auch sie davonjagen, mit dem Schilde der Preßfreiheit gewappnet, behaupten sie, wer das sagt, begeht einen Angriff gegen die urewigen Prinzipien der Freiheit. Es ist ein Klüngel von einigen tausenden Menschen in Europa, der dieses Werkzeug des Kapitalismus in der Hand hat und die Presse und damit die öffentliche Meinung vollständig vergiftet hat

...

... Es ist etwas sehr Merkwürdiges um die geheimnisvolle Macht der Presse. Es gibt wenige Arbeitsfelder der menschlichen Tätigkeit, wo selbst glänzende Leistungen so wenig persönlichen Ruf erwerben, aber es gibt wenig Arbeitsfelder, wo so mäßige Leistungen einen so ungeheuren Einfluß erlangen (Rufe: Sehr richtig.) ... Und mehr als das; das Kapital hat seine Herrschaft über die Gesellschaft schon verloren, es ist unfähig, auch nur einen einzigen Abgeordneten zu dieser Nationalversammlung zu schicken, aber es hat natürlich die Möglichkeit, die eine Möglichkeit ist ihm geblieben, Zeitungen zu gründen, denn um Zeitungen zu gründen, dazu braucht man nichts anderes als Kapital und mit dieser Macht ausgestattet, kann es die Gehirne der Menschen überlisten, verblenden, betäuben ... Wir wollen nichts gegen die Presse unternehmen, was nur im geringsten ein Ausnahmsgesetz wäre, wir scheiden jeden Druck der Staatsgewalt vorweg aus, wir wollen aber der Öffentlichkeit selbst die Möglichkeit geben, über die Presse zu urteilen, und das ist nur möglich, wenn wir der kapitalistischen Presse die Maske vom Gesichte reißen und wenn wir es

ihr unmöglich machen, sich in einen anonymen Verlag zu flüchten. Das Volk soll sehen, was es für eine Presse ist, und wenn es dann nicht fähig ist zu urteilen, dann wird das Wort wirklich wahr, daß jedes Land die Presse hat, die es verdient.

Wir dürfen auch die ungeistigen Wirkungen nicht übersehen, die dem Institut der Presse eingeboren sind. Gerade Wien besitzt ja einen Schriftsteller, den genialsten Schriftsteller dieser Stadt, Karl Kraus, der dieses Ungeistige der Auswirkungen der Presse ununterbrochen beobachtet und in seinen Schriften einfängt. Nun, wir sehen, wie es die Presse vergilt. Um diesen wirklich großen Schriftsteller, der unter denen, die den Krieg in seiner ersten Erscheinungsform, in allen seinen Barbareien, am nachdrücklichsten, unablässigsten und kühnsten bekämpft haben, an erster Stelle steht, um ihn ist in Wien ein großes Schweigen gebreitet, weil der, der an der geheiligten Macht der Preßzäsaren rührt, sofort der Verfehmung überliefert wird. Die Presse ist mit einem Worte nicht mehr eine Mission, sondern sie ist auch ein Geschäft und das Merkwürdige ist, daß dieses Geschäft, je überflüssiger es erscheint, desto gefährlicher in seinen Ausstrahlungen sein muß ...

Das sind erschreckende Zustände, und ich wehre mich dagegen, daß der Kapitalist zu der Bevölkerung sprechen kann, ohne daß sein wahres Teufelsgesicht erkennbar würde ... Aber wir werden dieses Geschäft nicht inkognito betreiben lassen, dieser Karneval der Gesinnungslosigkeit soll endlich zu Ende gehen. (Beifall.) ...

Das Echo war nur ein dumpfes Grollen jener furchtbarsten Stimme im Abendblatt, die »jeden Früh wenn sie aufkommt und aufsteht« ein Vorbeter der Rach— und Habgier, zum Geschäftsschluß aber ihr eigener Nachbeter ist. Das wallet und siedet und brauset und zischt und redt zu sich und verröchelt in einer Epilepsie der Titel. Der Heldentod des alten Biach wird jeden Abend aufs neue gestorben. (Man lasse sich nicht zu Mitleid hinreißen, aber auch nicht über den Ernst der Situation täuschen, wenn er, wie es zuweilen vorkommt, den Paroxysmus unterbricht und mit einer sammetpfotenen Stimme zu verführen sucht. Da tändelt er nur. Das sind die Momente, wo er den Laien lehrt, Fragen aufzuwerfen und über die Einzelheiten und die Details zu grübeln, wo er »das Bedürfnis hat, die Ansicht eines klugen Mannes zu hören«, der sich, wenigstens in seiner Wiedergabe, als ein Tepp herausstellt, oder wo er verlangt, daß »die Ältesten« berufen werden, wiewohl sie, seitdem es kein Herrenhaus mehr gibt, nicht weiser geworden sind; oder wenn er mit einem unterwürfigen »Wir möchten nicht« oder »Wir möchten heute« aufwartet, Zitate mit dem gewissen Komma anschließt, so daß man nicht weiß, redt Tell mit sich oder mit ihm; wo er dann mit jenem unsäglichen »jedoch« zu den Stimmungen hinübergleitet, und wenn ihm die Zung à la baisse herabhängt, wenn sie am Rand des Abgrunds schon zu tanzen anfangen und ein Börsenancan für die Unterwelt geübt wird, von der »Ausgelassenheit« spricht, oder etwa davon, wie sich zur Zeit der Völkerwanderung »das Publikum« verhalten habe. Wenn diese Stimme mit Gott über die Welt hadert, ist sie furchtbar; wenn sie aber angesichts eines von ihr gelobten Landes von Milch und Honig fließt, ist sie gefährlich. Denn er ist sanft wie die Taube und zerspringt dabei vor Wut.) Es ist keine Kleinigkeit. Die Erkenntnis, daß die Welt sich um »das Blatt« drehe, ist an der Schwelle dieses Jahrhunderts zusammengebrochen, und nun tritt die Tragik hinzu, daß das Blatt groß geblieben und die Welt klein geworden ist. Die Wechselfälle einer Zeit, die dem Kulturvorbild

der City mitspielt und wie ehemals den Robott so nun den Rebbach aufheben will, der Kurssturz der feinen Lebensart, indem eine zynische Generation dem Glauben an Schmonzes entsagt, das Erlebnis, daß Leute, die nicht genannt sein sollen, trotzdem auf der Welt und sogar, was sagt man, in aller Munde sind, das Unlustgefühl, täglich von allen Grubenhunden gehetzt zu sein, kurzum die Ahnung, daß die Wahrnehmung von einem Rieseln im Gemäuer pro domo gemacht sei — das alles erklärt jene tiefe Verstimmung, die in den wunderbarsten Kapriolen Ablenkung vom jeweiligen Gegenstand sucht, aus der wir so unser tägliches geistiges Brot empfangen und die als Wut zum Kochen kommt und als Schmerz serviert wird. Selbstredend ist es das Gemeinwohl, das dem alten Hiob »die Sorge« oder »den Kummer« verursacht. Goethe sagt, wer nie sein Brot mit Tränen aß, der kann ihm das nicht nachfühlen. Sein Brot, was er angeregt hat aus Deutschland! Er kränkt sich wegen der »Inflation«, er kränkt sich wegen der Vermögensabgabe, er kränkt sich überhaupt, nämlich weil er sich kränkt, daß alles anders geworden ist, weil der Kaiser nicht mehr die Minister ernennt und sie nicht mehr zu ihm hinaufkommen in die Redaktion und es fehlt nicht viel, die Schauspieler schon auch nicht. Anstatt ihn aber zu schonen, weil es »die Monarchie« nicht mehr gibt, regen sie ihn noch auf in der Republik. Er reißt sich das Leben herunter für unsere Ernährung und in der Nationalversammlung reden sie von der Fackel! Das muß eine Verirrung sein. Der Gram wird, mit dem typischen Auswurf des Leitmotivs am Schluß, wie folgt hervorgejüdel. (Mit heftiger Kopfbewegung von rechts nach links zu lesen und zu sprechen.)

... *Warum* erst jetzt und *warum* nicht früher? Das sind immer dieselben auffallenden Erscheinungen der Staatsbewirtschaftung ... Wenn das Ersuchen früher gestellt worden wäre, würde der Schrecken *mit* der halben Brotquote gar nicht entstanden sein. Mit dieser sozialen Unmöglichkeit darf nie gerechnet werden. Da ist die Grenzlinie, wo die Frage der Verantwortung aufgeworfen werden muß. *Warum* geschieht das nicht in der Nationalversammlung, die merkwürdig schweigsam ist über alle Probleme, weiche die gesamte Bevölkerung beschäftigen, und *über Dinge herumredet*, die unter den jetzigen Verhältnissen in dieser furchtbaren Krise so nebensächlich sind, daß die Debatten ohne Interesse gelesen und *wie eine Weltfremdheit* empfunden werden. *Die Brotquote darf in keinem Falle gekürzt werden.*

Er hat es überstanden. »Die Entente will kränken.« Aber die Sticheleien der Entente sind ein Tineff gegen das Leid, das ihm da in der Nationalversammlung angetan wurde. Er hat sicher an dem Tag schon im Morgenblatt wegen Brot geeifert und im Abendblatt brodelts nun weiter; da gibt er nur die Gall heraus, die man bereits kennt. War es da noch extra nötig, ihn zu reizen? Das ist Verderbtheit. Daß die Debatten über die Preßschande ohne Interesse gelesen und wie eine Weltfremdheit empfunden werden, ist freilich zunächst daraus zu erklären, daß sie von ihm unterschlagen, also überhaupt nicht gelesen und empfunden werden. Aber wer wollte den Singultus des alten Biach für eine klare letztwillige Verfügung halten! Und vergebene Mühe wäre es auch, ihm in diesem Zustand klar zu machen, daß insofern ein tiefer Zusammenhang zwischen der Preßreform und der Ernährungslage besteht, als es ohne die Presse, wie keinen Krieg, so auch keinen Hunger gäbe, ganz abgesehen davon, daß es fürs Leben vielleicht noch wichtiger ist, Gift zu entbehren als Brot zu bekommen. Doch wenn die Giftmischer in die Ernährung dreinreden, so wird man selbst das wenige was man bekommt nicht essen wollen. Die

Brotquote darf in keinem Falle gekürzt werden: lautet die apo— und benedik- tische Formel; sie wäre überflüssig, wenn die Quote des geistigen Brots recht- zeitig, schon im Frieden, gekürzt worden wäre oder wenn die Republik am ersten Tag den Mut gehabt hätte, dem Schandwerk den Papierkorb höher zu hängen. Der alte Biach »hat jedoch die Politik« — eine seiner Wendungen, wenn er nicht hadert, sondern tändelt, wenn er nicht sich überredet, sondern etwa Lloyd George,— er hat also die Politik, daß er mit eigener Chochme dem Volk Brot verschaffen will. Er nannte sich einen »Aktivisten«, setzte unter un- aufhörlicher Wiederholung des Wortes auseinander, was Aktivismus sei, und wollte der österreichischen Regierung ein Beispiel geben: Das ist Aktivismus. Das heißt, er wollte der deutschen Regierung »eine Anregung« gegeben ha- ben: uns mit Mehl auszuhelfen. Er wollte. Anregungen, sogenannte Ezes — das einzige womit wir auch ohne ihn versorgt sind — sind seine starke Seite, und kaum hat er sie gegeben, schreit er auch schon in einem seiner packen- den Titel mit Untertitel: »Bis Neujahr mit deutscher Hilfe wahrscheinlich ver- sorgt.« Oder: »Der Vorschlag der Neuen Freien Presse auf Schaffung einer Doppelnote in der deutschen Literatur empfohlen«, wobei es zunächst unklar bleibt, ob ausnahmsweise auch schon die seit Goethes Tod gemeint ist. Dies- mal steckte aber wirklich etwas Praktisches dahinter. Die Anregung, daß uns Deutschland mit Mehl aushelfen solle, hatte Erfolg und er stand groß da. Demgemäß auch der Titel. Das kam so: Er hatte von den Mühlen, der Ernäh- rungspolitik, die bereits jenes Projekt mahlten, Wind bekommen und machte ihn nun. Als dann richtig »die Anregung der Neuen Freien Presse« verwirk- licht wurde — der Windmüller hatte auch gewußt, daß die Regierung, um den Plan nicht zu gefährden, ihn geheimhalten mußte —, blies er sich das Ver- dienst mit vollen Backen zu. *Das ist Aktivismus.* Oder da das Fremdwort zum Ruhm eines Anregers zu schwach ist: Gewure. Das ist aber zugleich auch das schlagendste Argument für den Motivenbericht der einzig sinnvollen Preßre- form, die da verlangen mußte, daß künftig Lumpenzeug nicht mehr zu Papier vermahlen werde, damit aus diesem wieder jenes herauskomme. Man spürt es ja nicht, wenn man 's gedruckt liest, und glaubt es nicht, wenn ichs 's nach- drucke, aber es stand wirklich zu lesen:

Wir freuen uns, daß eine von der »Neuen Freien Presse« gemach- te Anregung den Erfolg hatte, durch die willkommene und mit Dankbarkeit aufgenommene Hilfe der deutschen Regierung die Leiden der Wiener Bevölkerung zu mildern und abzukürzen.

Die Aushilfe, welche Deutschland gewährt, wird in der Republik Österreich mit großer Befriedigung und Anerkennung aufgenom- men werden. Wir bedauern nur, daß die Bevölkerung von Wien, wie sich in diesem Falle klar zeigt, ohne jede Notwendigkeit die Qualen, welche ihr die amtliche Nahrungspolitik schon so häufig bereitet hat, wieder empfinden mußte.

Meine Qualen waren wohl die ärgsten. Denn sie hielten noch an, als er die Freudenbotschaft ausrief, ja sie begannen dann eigentlich: denn mir war sie eine Biachspost, Ich hatte nämlich, dem Aktivisten aufs Wort glaubend und das Schlimmste befürchtend, meiner Hausmeisterin schon den Auftrag gegeben, sich das Brot aus Deutschland zu behalten — lieber verhungern als einen Bissen der Neuen Freien Presse verdanken! Jener würde ein alter Akti- vist werden, ehe er das erlebt. Hunde werden von ihren, ihrer unwürdigen Herren häufig von der Annahme einer vorgehaltenen Speise mit dem Zuruf abgehalten: Vom Juden! Die Warnung war ein Grubenhund, auf den der Hund hineinfiel, er mußte die Qualen der falschen Nahrungspolitik empfinden, und

nachher wars ein liebloser Scherz. Mich braucht man nicht zu warnen, ich bin leichtgläubig; ich trage, solche Aversion schon in mir, durch die ich selbst einer Hungersnot trotze, und es bedurfte erst aller Überredung und der Hinweise auf den klaren Sachverhalt, daß unser Nährvater sich wie die Not auch das Geheimnis der Not zunutze gemacht habe, um mich zum unbesorgten Empfang meiner Brotration zu bestimmen. Eine ausgehungerte Bevölkerung, die heute jeden Bettel von einem Feinde annehmen muß, zu dessen Verachtung man sie durch vier Jahre dressiert hat, sie 'hätte vielleicht noch einem Benedikt Küß d'Hand gnä Herr gesagt! Das kommt aber davon, daß die Entente, aus Mangel an Aktivismus, sich mit dem Verlangen nach Auslieferung der Schuldigsten so viel Zeit und am Ende gar, nachdem sie sich an den Opfern schadlos gehalten hat, sie großmütig im Vollbesitz ihrer Vampire läßt.

* * *

Es mag zweifelhaft sein, ob der Abgeordnete, der zur Preßreform gesprochen und keine Furcht gehabt hat, die Abneigung gegen seine Person noch mit dem roten Tuch der meinen zu reizen, für jenen, den die geistige und moralische Energie seiner Persönlichkeit nicht ergreift, mehr durch die Liebe Viktor Adlers oder durch den Haß der Wiener Presse beglaubigt wird; mehr durch die Wut der schreibenden Börseaner oder den Groll bolschewistischer Tinterl geehrt; und etwa am besten durch den Abfall solcher, denen die Arbeiter—Zeitung den Krieg hindurch zu jenen Herzen gesprochen hat, die nun, da ihm erst die Not folgt, beweisen, daß sie keine waren. Indem ich das sage, bin ich gewärtig, von den Roßtäuschern unserer öffentlichen Meinung in ihren Geschäftskreis publizistischer Wechselseitigkeit einbezogen zu werden. Aber nicht, weil Menschen, die in der schmutzigsten Umgebung einander als rein erkennen, durch das Urteil solcher Sphäre befleckt werden könnten, sondern aus andern Gründen möchte ich ihn bitten, als Chefredakteur der Arbeiter—Zeitung die Ignorierung meiner Tätigkeit lieber als ihr Lob zu wagen. Da ein solches Verhalten ja — trotz allen Fehlern, die einem Werk der Politik und des Tages anhaften mögen — davor gefeit wäre, mit jener böartigen Stummheit verwechselt zu werden, mit der der Geist des bürgerlichen Journalismus mir antworten muß und die er nur sehr unglaublich durch gelegentliche Lobreden unterbricht als ein Alibi für das Gewohnheitsverbrechen am Geiste — so hat die Arbeiter—Zeitung erst gar nicht nötig zu beweisen, was den andern vorzugeben nicht gelingt. So wichtig es sein mag, daß einmal geistige Dinge, die auf keinem Gebiet wie dem des Kampfs gegen die Presse ihre Verknüpfung mit den materiellen Dingen offenbaren, in der Nationalversammlung zur Sprache gekommen sind, so wäre es doch vermeidbar, die Parteinahme für meine Sache in die Diskussion des sozialdemokratischen Blattes aufzunehmen, in der sie dem Nachteil, als *Parteinahme* zu wirken, ja kaum entgehen kann. Wollte die Arbeiter—Zeitung hier nur im publizistischen Begriffe vollständig sein und die von der bürgerlichen Presse Gottseidank versäumte Pflicht der Berichterstattung erfüllen, so müßte sie jeder meiner Veröffentlichungen und jeder meiner zahllosen Vorlesungen, die literarisch und schauspielerisch, aber auch politisch, und immer als das Phänomen einer von keiner Anzeige bewirkten, sozusagen automatischen Öffentlichkeit in Betracht kommen, mehr Raum widmen als sie hat und einen bessern als den ihrer Kunstrubrik. Sie würde aber durch deren Auflassung und indem sie den Mist unserer Theaterkultur und den Dilettantismus des Wiener Vortragswesens unverdorbenen Lesern lieber verheimlichte als anpries, weit mehr in meinem

Sinne vorgehen als wenn sie ihnen in solchem Rahmen mein Bild vorstellt, und gäbe es selbst einen, der's trifft. Ich empfangе alles, was ein im täglichen Kampf und in täglicher Abwehr tätiges Gewissen zur Stigmatisierung der Su-delliteratur beitragen kann, als eine vollkommenerе Beachtung meines Wirkens als jedes Wort zu dessen Ehre. Wäre ich statt zu meiner zu der Aufgabe berufen, die unerschöpfliche Schande mit dem Maß des Tages zu fassen, so würde ich jene, die an meinem »Ton« Anstoß nehmen, weil mein Charakter an ihnen Anstoß nimmt und weil ich solche, die gemordet haben, nicht Mörder, sondern Mordbuben, und solche, die gestohlen haben, nicht Diebe, sondern Diebsgesindel nenne — nicht Dummköpfe, sondern Trottel nennen und würde unter seitenfüllendem Schimpfen den Nachweis erbringen, daß dieses nicht, wie das schlechte Gewissen vermutet, dem »Mangel an Argumenten« entspringt, sondern einer Fülle von Verachtung, die den täglichen Zudrang des heute geltenden Scheinmenschentums abzuwehren sucht, und daß es eben jene Gelegenheit ist, wo eine ganze Überzeugung und ein abgerissener Ausdruck zu stilechter Deckung kommen. Die Debatte, ob der Universitätsassistent oder die Waschfrau besser zu bezahlen sei, würde ich damit abschneiden, daß unter den »geistigen Arbeitern« jedenfalls jene die unnützeaten sind, die sich erfrechen, die Soziologie ihrer Herzlosigkeit einer Welt zu predigen, die sie vor allen andern Lebensgütern schon um ihre Urteilskraft und Phantasie erleichtert haben, und unter den Waschweibern jene die unnützeatern, deren Tagwerk das Leben schmutziger macht. Dagegen würde ich, frei von dem Verdacht, die Fackel totzuschweigen, sie nur als das siegreiche Opfer dieser Methode, nur im Kampf gegen die bürgerliche Presse berufen. Schon aus dem Grunde, weil der Versuch, sie um ihrer Rebellion gegen die bürgerliche Weltordnung willen und ihres Weckrufs an die kriegsentehrte Menschheit für einen politischen Standpunkt zu reklamieren, eine Verzerrung des geistigen Bildes ergibt und weil der Ausweg, den oberflächlichen Widerspruch zwischen einem Konservatismus der Naturwerte und der radikalen Absage an die entgötterten Formen zugunsten eines Parteiglaubens aufzulösen, zwar leicht gangbar ist, aber nicht ins Freie führt, sondern ins Leere. Ich bin gewiß für die Ansicht — in jenem Artikel von Hugo Schulz — dankbar, die mich von der schon unerträglichen Bruderschaft der Menschheitsumarmen absondert, die sich aus der neutralen Zone der Kriegs— oder Gemütslandschaft gegen den Weltmord geregt haben, und es ist wohl verdienstlich, daß die Kollektion, in der ich zum Glück nie genannt werde, einmal vernehmlich durch den Hinweis charakterisiert wird, ich sei »der einzige, buchstäblich der einzige in Europa gewesen ..., der eine Kraft an die Bekämpfung des Krieges gesetzt hat, die so groß war wie dieser selbst, der einzige auch, der es verstanden hat, daß man das Pathos der Schlacht den Menschen nicht aus den Gehirnen reißt, indem man es versucht, den Moloch zu Tränen zu rühren, sondern indem man ihn fauchend anspringt, um ihm die tragische Maske vom Gesicht zu reißen«. Ob-schon Europa das noch nicht weiß und irgendeine pazifistische Kaifirma den nächsten Nobelpreis, den fürs Dichten wie den für die Liebe, bekommen dürfte, so ist es doch für eine spätere Zeit, die sich für das Kulturbewußtsein der heutigen interessieren wird, wichtig, daß irgendwo gesagt war, ein Autor sei, im Krieg, »mit dem Krieg fertig geworden, nicht indem er ihn wie andere an-raunzte und anjammerte, sondern indem er ihn buchstäblich erniedrigte und der Verachtung preisgab — vor allem der Verachtung jener, die als wirklich tapfere Männer bis zum letzten Hauch die erste Front des Molochs bestritten und dazwischen mit heißer Leidenschaft die Fackel lasen«. Alles, was zur Separation von den Trägern des Tagesruhms beiträgt und mein Tun von dem

Plan der Verkennung und Verheimlichung abzeichnet, ist ein allgemeines Verdienst. Eine Würdigung des künstlerischen und philosophischen Problems muß vom Parteistandpunkt mißglücken. So wenig der Weg vom »Diener am Wort« zum »Menschheitsdiener« eine innere Umwandlung nötig hatte, so wenig war für den, der bis dahin, »ohne politische oder soziologische Abschätzung des satirischen Anlasses« gewirkt hatte, der Krieg der »große satirische Anlaß«. Thematische Vergrößerung ist da so wenig am Werke, daß ganz wie sich mir das Grauen der Friedenswelt — gewiß kein kleines Thema — aus dem kleinsten Anlaß einer Annonce erhellen konnte, das ganze Grauen der Kriegswelt — Fortsetzung im Sein und im Sehn ¹ — mir einem Straßenruf entstieg, dieses wie jenes einem Wort, einer Geste, jedem Ding des Zufalls, einem »Stäubchen nur, des Geistes Aug' zu trüben«, eben einem Anlaß. Von scheinbaren Widersprüchen der Meinung aber werden sich dem Forscher, der von der Meinung fort auf das Grundgefühl dringt, Wege öffnen, die zu jenem Naturpunkt führen, zu dem sich das ganze Abbild einer zerrissenen Welt erstellt, und Widerspruch bleibt nur zwischen einer vom Ursprung bezogenen Ganzheit und einer auf das politische Ziel gerichteten Betrachtung, der jene fall-

1 Nachdem dieses niedergeschrieben war, sind die folgenden Sätze (»Karl Kraus' Kriegs-drama« von Ludwig Steiner, 'Prager Tagblatt' 25. Dezember) erschienen, die gleichfalls eine Entgegnung auf jene Analyse der »Anlässe« im sozialdemokratischen Essay sein könnten: » — — Daß K. fähig wurde, mit der *gleichen Betrachtungsweise*, die er früher an das bürgerliche Friedensleben gewendet hatte, auch des weltgeschichtlichen Stoffes Herr zu werden, ist die glänzendste Bestätigung dieser *vom Format des Anlasses unabhängigen* Art einer aggressiven, von ergrimmter Heiterkeit erfüllten Gesellschaftskritik. Gewiß: K. hat im Weltkriege das Thema gefunden, an dem er zum Erlöser für Tausende emporwuchs. Aber sein nur Wenigen wirklich zugänglicher Wert wäre auch ohne Krieg der gleiche geblieben, da das Objekt der in Kunst umgegossenen Leidenschaft vor dem Urteil des Geistes gleichgültig ist. Weil man jedoch einer moralischen Anschauungsweise immerhin die Konzession machen kann, daß der Segen des Geistes sich in seiner sittlichen Funktion handgreiflicher offenbart als in seiner ästhetischen, so mag zugegeben werden, daß K., während des Krieges zum Ethiker in volkstümlichem Sinne geworden, in dieser Zeit die Erfüllung seines Wesens gefunden hat. — — Indem er wiederum die alten Abonnenten und die Zeitungsberichte-statter, die Biachs und die Schaleks, innerhalb der weltgeschichtlichen Kulisse auf-treten läßt, scheint er aufs neue dem alten Einwand seiner Halb—Versteher Recht zu geben, die es unwürdig finden, daß ein gewaltiges Ereignis an Erscheinungen dritter Größe demonstriert wird. Aber es hieße seine Stellung zu diesem Kriege völlig verkennen, wollte man den Kopf darüber schütteln, daß die Personen seines Dramas dieselben sind und dieselbe Mundart sprechen wie in seinen Friedenssatiren. Daß er in dem Krieg *nur die Fortsetzung* oder höchstens das krasseste Stadium derselben Kulturentwicklung sieht, die er in fünfzehn vorangegangenen Jahren verachtungsvoll bekämpfte: *darauf eben beruht seine Polemik gegen den Krieg*. — — Dessen Ekstase war nur die Höchststeigerung der Lügenhaftigkeit, eine *Fortsetzung* der Friedens—Geistigkeit mit anderen und den greulichsten Mitteln. Die Instinkte, denen er die Fesseln abnahm, waren nicht wert, daß um ihretwillen die Bande einer zwar kümmerlichen, aber immerhin den Mord verhindernden Zivilisation gelöst wurden. In seinen Augen sind die Motive der im Krieg agierenden Personen (womit nicht das Problem der »Kriegsschuld« gemeint ist) derselben Art wie im Frieden geblieben, nur daß die Welt, in der sich diese Triebe austoben konnten, ihnen gestattete, das ehemals geschützte menschliche Leben als Mittel zum Zweck zu verwenden. Der Zweck aber war kein naturhaft—großer, sondern das alte Friedensziel: das Verdienen und die Reklame. Von dieser furchtbaren Erkenntnis erleuchtet, sieht K. die scheinbare Tausendfältigkeit der Kriegsphänomene in eine einzige große Pfütze zusammenfließen. Front, Etappe und Hinterland werden eins. Daß dort Blut fließt, hier das Geld rollt, ist nur scheinbar ein gräßlicher Kontrast, zwischen den Generalen, die draußen die Blutbefehle erlassen, und den Kaffeehausgästen, die in der Hauptstadt zwischen zwei Tarockpartien Millionenabschlüsse machen, gibt es nur äußerliche Unterschiede und die Sprache Biachs, des »ältesten Abonnenten«, der an einem schwer zu erklärenden Leitartikel stirbt, klingt nur phonetisch anders als etwa die des Generals Conrad von Hötendorf. Die Erkenntnis dieses Einerlei von früher und jetzt, dieser tiefen *Identität* des Blutgeschäftes mit dem Geldgeschäft hat K. zum größten künstlerischen Pazifisten gemacht. — — « KK

weise behagen und die jener nie gerecht werden wird, weil es eben auf die Dauer nicht gelingen kann, Ursprüngliches auf Zweckhaftes zu stimmen. Nein, ich habe mich nie der »christlich—germanischen Gefühlsweise genähert«, mußte nie »eine Kampfposition räumen, weil sie mich in eine falsche Front gebracht hat«, und nie »die Abkehr von Funder, Ottokar Kernstock und der Handel—Mazzetti vollziehen, die nun in eine Linie traten mit dem Moriz Benedikt, der Alice Schalek, dem Hermann Bahr, dem Hofrat Schwarz—Gelber und dem alten Biach«. Das hätte beiweitem nur eine Vermehrung, keine Vergrößerung der Anlässe ergeben ¹. Sie wäre auch all meinem Gesicht und Gehör entgegengestanden. Je kleiner jene waren — und der Kritiker erkennt ja nun die wenngleich erweiterte »Linie« dieser Geringfügigkeiten, gegen die ich im Weltkrieg zu Felde zog —, wahrlich desto besser taugten sie für den Sinn meiner Polemik, den er so richtig erfaßt hat: den Krieg zu erniedrigen, ihn der Verachtung preiszugeben als die gigantische Spottgeburt aus Dreck und Feuer, deren Dreck das Feuer genährt hat, damit das Feuer den Dreck nähre. Die Diskrepanz zwischen dem heroischen und dem alltäglichen Ton ist — aller Übung der Fibeljahrhunderte zuwider — zu einer Konsonanz beruhigt, wohl zu der furchtbarsten, die sich vorstellen ließ. Der Trichter war vergrößert, nicht der Ton; die Gelegenheit, nicht der Anlaß. Und darum könnte eine stoffliche Wertung eher an der Kriegs—, als an der Friedenssatire Anstoß nehmen, indem ja der alte Biach scheinbar eher dieser als jener gewachsen ist. Aber in Wahrheit ist eben dies der Gedanke und eben darin die Identität ² der kleinsten Glosse aus einem Friedensjahrgang mit dem größten Aufsatz gegen den Weltkrieg offenbar. Was aber die »Erweiterung dieser Mißfront« anlangt, so ist sie innerhalb einer Betrachtung, deren Objekte weder vermöge ihrer stofflichen Dignität, noch ihres Meinungsreizes bestehen, keineswegs durch einen Stellungswechsel bedingt. Die Stellung zu dieser Judenchristenwelt war immer eine absolute; relativisch nur durch die Erkenntnis der größeren Gefahr einer wurzellosen Intelligenz neben einer ziellosen Idiotie. Es mag sein, daß mich die antisemitische Presse mit ihrem ungewöhnlichen Mangel an jüdischem Talent und ihrem redlichen Streben nach jüdischer Macht entwaffnet hat. Sie wollen nur, was jene können. Wie aber sollten sie können, was ich muß? Wie sollte mir je zur Entlarvung des jüdischen Weltbilds eine Bundesgenossenschaft gefrommt haben, die in zehn Jahrgängen an das polemische Pathos einer Zeile der Fackel nicht herankommt, weil das moralische Minus einer geldbefangenen Gegenwart der notdürftigen Parteitendenz entgegenwirkt und der christliche Journalist nur zu unbegabt ist, um eines der ärgsten Greuel vor Gott zu sein. Ich bin auf einer Erde, deren Menschheit sich nicht eigens entehrt hätte, um zu verhungern, und deren Daseinsmöglichkeit hinlänglich besorgt wäre, um zur Daseinswürdigkeit zu gelangen, dem sozialistischen Kulturideal nicht allzu nahe. Aber ich will es auch im Notleben nicht scheinen und selbst wenn mir, wie seit jeher, von allen journalistischen und politischen Richtungen die sozialistische als die einzige gilt, mit welcher jenem, der die Zimmerreinheit auch einer luftlosen Welt voraussetzt, eine Diskussion überhaupt möglich ist. Wenn ihr Vertreter von mir sagt, ich sei »der einzige Verkünder des Pazifismus gewesen, dessen Wort nicht aus dem Geiste des Friedens, sondern aus dem des Kampfes geboren ward, der einzige Krieger unter bloßen Anklägern«, so hat er den Grund erkannt, aus dem meine Einbeziehung in eine wohin immer gerichtete Parteiwelt undenkbar wäre. Und eben weil ich nichts dagegen habe, daß einer solchen meine Entblösungen der zum

1 S. die obige Anmerkung. KK

2 Vgl. Jenes Zitat, in dem sie erkannt ist. KK

Tode durch das Geld verurteilten Gesellschaft zustatten kommen, halte ich ihren Zuspruch für bedenklich, indem die harten Herzen, an denen die sozialistische Kritik versagt, sich auch mit der meinen abfinden könnten, zu deren Einordnung sie schon der eigene Kurzblick berechtigt. Jene lasse es sich genügen, auf dem ihr verfügbaren Gebiet der Kriegs— und Zeitungsdinge wenn nötig festzustellen, wie sich diese verendende Gesellschaft um die letzte Möglichkeit, einer geistigen Wahrheit ins Gesicht zu blicken, herumlügt. Nicht weil ich den Verdacht ihrer über den Tod lebendigen Mißgunst zu scheuen hätte, möchte ich frei von Anerkennung bleiben. Aber ich selbst werde, je weiter ich von dem Schein entfernt bin, einem Bekenntnis nahe zu stehen, dem das meine wohl durch das Blut der Menschheit, doch nicht des Geistes verwandt ist, umso froher anerkennen, was mir gegen alle Tücke und Mache der Anerkennung wert scheint: den Ernst der sachverbundenen Persönlichkeit, die Hingabe eines Herzens an eine Überzeugung, die nicht die meine ist, aber die seine.

* * *

Österreich—Ungarn.

* Wien, 3. Oct. Zur Kennzeichnung des *Manifestes der Jungtschechen* genügt die Tatsache, daß sich in Oesterreich keine Druckerei dafür, gefunden hat, so daß das Aktenstück in Leipzig und in Budapest gedruckt wurde. Die hiesigen Blätter geben das Manifest aus preßgesetzlichen Gründen nur mit vielen Auslassungen wieder. Tschechischerseits wurde das Manifest verschlossen an die Parteimitglieder gesandt. (Inzwischen hat der Staatsanwalt, wie telegraphisch gemeldet, das Manifest mit Beschlag belegt. Die Red.) Eine Verbreitung desselben in großem Umfange ist ausgeschlossen. Die tschechische Bevölkerung wird dabei nicht viel verlieren; denn sie erfährt aus dem rabulistischen Schriftstücke nichts Neues. Es enthält eben nur die alten, zum soundsovielten Male wiederholten Phrasen vom böhmischen Staatsrecht, Recriminationen wegen des Ausnahmzustandes und wegen des Verbotes der Rescript—Feier, sowie Erklärungen, daß die jungtschechischen Abgeordneten in ihrer bisherigen Haltung beharren werden, und endlich Aufforderungen an das Volk, fest zu ihnen zu stehen. Die Regierung hat nach wie vor die Aufgabe, auf dem nun betretenen Wege zu verharren und alles aufzubieten, damit die den inneren und äußeren Staatsinteressen zuwiderlaufende Opposition gebrochen werde. — Die Neubesetzung des mährischen Statthalterpostens ist nun erfolgt. Der neuernannte Statthalter Baron Spens v. Boden — — —

Ein weltgeschichtlicher Kobold hält mir die Rückseite eines vergilbten Zeitungsblattes vor, der Münchner Allgemeinen Zeitung vom 4. Oktober 1893, in der ich nach so langer Zeit die Kritik von μ . (Alfred v. Mensi) über meine Münchner »Weber«—Vorlesung im Akademisch—dramatischen Verein gelesen habe. Seit damals sind die Tschechen in ihrer bisherigen Haltung und die Regierung auf dem nun betretenen Wege verharret, aber wir haben inzwischen erfahren, wer's länger ausgehalten hat. Blinderes, Österreichischeres, Friedjunghafteres — der erfolgreiche Historiker war wohl der Korrespondent — als dieses Garnetignorien sämtlicher Sachverhalte, wie es in der herzigen

Notiz so plastisch wird, ließe sich nachträglich von keiner satirischen Absicht erfinden. Zur Kennzeichnung des Manifestes der Jungtschechen, keineswegs zur Kennzeichnung Österreichs, hatte die Tatsache zu genügen, daß sich in Österreich keine Druckerei dafür gefunden hat. Die tschechische Bevölkerung hat dabei nicht viel verloren, aber später trotzdem manches gewonnen. Nachdem die Phrasen vom böhmischen Staatsrecht zum soundsovielten Male wiederholt worden waren, wurden sie endlich — ei siehe da— lebendigste Wirklichkeit, wie es bis dahin nur die Gedanken des Friedjung gewesen waren. Rekrinationen wegen des Ausnahmezustandes — man denke; solches Zeug konnte doch die tschechische Bevölkerung nicht interessieren! Sie war ja mit dem Zentralstaat außerordentlich zufrieden und hat später den heiligen Verteidigungskrieg der germanischen gegen die slawische Rasse mit Gusto mitgemacht. Und wenn damals die Klio dem Friedjung zugeflüstert hätte, in fünf- undzwanzig Jahren werde es kein Osterreich—Ungarn, wohl aber eine Tschecho—Slowakei geben, traun er hätte solchen Phantastereien baß kein Gehör geschenkt und stracks darauf gewettet, daß eine Verbreitung derselben in großem Umfange schon in Hinblick und mit Rücksicht darauf ausgeschlossen sei, daß Österreich tunlichst ewig stehen werde. Ach, wir, die sich nur erinnern können, vergessen zu leicht. Man muß irgend einen vergilbten Zeitungsausschnitt zur Hand nehmen, welchen immer, welcher Zeit und welchen Ortes er auch sei, um sich den ganzen tragischen Humor dessen zu vergegenwärtigen, was diese Deutschen in Österreich getan und unterlassen haben. Jedes neue Zeitungsblatt ist ein Verbrechen an der Menschheit. Aber jedes alte ist die Wohltat, durch die sie dessen inne wird.

Literatur

Es ist leider nicht zu leugnen, daß dieses Heft fast ausschließlich von Angelegenheiten der Fackel handelt. Warum das so ist, darüber brauchen sich die dümmern unter ihren Lesern solange nicht den Kopf zu zerbrechen, bis ihnen einmal von selbst eingeht, daß es zugleich allgemeine Angelegenheiten sind und in einer tieferen Beziehung, als wenn nur von diesen die Rede wäre. Bis dahin sei ihnen das doppelte Zugeständnis gemacht, daß sowohl der Vorwurf des Selbstbewußtseins — als könnte man auf dieser Welt ein besseres haben! — wie die beklagte Eigenschaft durch jede Zeile gerechtfertigt ist.

* * *

Erstaunlicher noch als die Schwierigkeit, einer intellektuell verirrtten Gesellschaft die einfachsten Dinge beizubringen — da ja das edelste Verstandesorgan, das Herz, im Trubel verlegt worden ist —, dünkt mich ihr selbstvergessener Mut, mich für ihren Mangel zur Rechenschaft zu ziehen. Es ist doch in der Natur ausgemacht, daß dort, wo es sich um Ehrenfragen der Menschheit handelt, der seelischen Armut auch die geistigen Behelfe fehlen müssen, mit denen ihr die Verteidigung der schlechten Sache gelingen könnte, und sie mißlingt ihr nicht deshalb, weil sie nur stammeln kann, sondern sie kann nur stammeln, weil ihr Anspruch keine bessere Vertretung zuläßt. Hier ist ganz ebenso eine Einheit gegeben, die einer Wirksamkeit entgegensteht, wie ich nicht instande wäre, meine Sache schlechter zu führen als ich es tue. Und an-

derseits könnten sie mir so wenig zustimmen, wie ich fähig wäre, ihrem unzulänglichen Widerspruch intellektuell auszuhelfen. Wohl denke ich mir oft, daß es eine Lust sein müßte, Spitzbuben, die eine stumpfe Klinge führen, oder schlichten Eseln mit Argumenten gegen mich beizuspringen; aber es ginge nicht und ich würde bei dem geringsten Versuch so dumm und schlecht wie sie. Und dies, weil von einer inneren Berechtigung, an der die gegnerische Meinung versagt, wenn sie nur den Mund aufmacht, nichts abgenommen werden kann, weder freiwillig noch von außenher, und weil zu einer Meinung nichts hinzugetan werden kann, wenn ihr die innere Berechtigung fehlt. Eben diese Naturnotwendigkeit erklärt, daß der Einwand, der gegen meine Betrachtung »Brot und Lüge« in tausend leeren Herzen rege wurde, keine stärkere und keine edlere Stimme finden konnte als er gefunden hat, so daß der Horizont des Kunstbürgertums noch besser als durch meine Enthüllung durch jene Vertreter enthüllt wird, die es gegen mich aufzubieten vermochte.

In einem klerikalen Blatt macht ein braver Mann, der sich entschlossen hat, seine geistige Unbeweglichkeit für eine konservative Weltanschauung zu halten, philosophische Anstrengungen, mir ins Gewissen zu reden, und meint, niemand »hätte weniger Recht« als ich, das Phrasengerassel einer Künstlerversammlung zu mißbilligen, das notwendig sei, um diese »erst zur aufnahmebereiten Einheit zusammenzuschließen«, da ich »hundertmal ausgesprochen habe, daß die Synthese einer Menge nur dem rasselnden Anlaß gelinge und kaum dessen Lärm überdaure«. Da sitze ich nun in meiner eigenen Tinte und schon möchte ich dem Kenner meiner Schriften dort recht geben wo er recht hat, wenn er sie auch verstanden hätte. Meine meisten Widersprüche erklären sich daraus, daß meine Leser meine Schriften viel besser kennen als ich, indem sie sie zu einer Zeit lesen, da ich sie schon vergessen habe und nur an der Hand ihrer Zitate imstande bin, zu beurteilen, daß sie davon noch weniger behalten haben als ich. Er erinnert sich ganz richtig, daß ich Geräusch empfohlen habe, wenn man Wirkung machen will. Aber habe ich darum die Wirkung empfohlen? Wenn der Kenner meiner Schriften auch jene kennen lernt, gegen die er polemisiert, so wird er mir den Zusammenhang, den er vermißt, nicht länger schuldig bleiben. Als ob ich das Orchester mißbilligt hätte und nicht das Theaterstück, als ob nicht eben der Zweck, für den gerasselt wurde, die Phrase wäre und eben die Phrase, mit der gerasselt wurde! Indem aber der Mann darangeht, mit mir über die Barmherzigkeit zu streiten, appelliert er vollends in die meine. Schon der Anwurf, daß die Idee des Bilderverkaufs nicht von ihr, »sondern von einem ad hoc gebildeten internationalen Ring von Kunsthändlern eingegeben« sei, ist weniger erbärmlich durch die Gesinnung als durch die Logik. Denn selbst die prinzipielle Schädlichkeit, die der republikanischen Regierung Schuld daran gibt, daß heuer so selten Kaiserwetter ist, würde sich nur in einem Anfall von Sinnesverwirrung zu der Anklage versteigen, daß jene an dem Geschäft der Kunsthändler beteiligt sei, und das müßte sie doch sein, wenn nicht die Not, sondern ein Händlerinteresse zum Verkauf drängte. Ist aber ein schmutziges Motiv bei jenen, die den Verkauf beschließen, nicht vorhanden, so beweist ein vorhandenes Händlerinteresse nichts gegen, sondern alles für die vorhandene Not, denn das Interesse könnte doch nur dann seine Befriedigung erzielen, wenn die Not den Verkauf rechtfertigt. Es wäre denn eben, daß die Machthaber diese vorschwindeln, um an dem Geschäft zu profitieren. Das Problem der Barmherzigkeit würde indes kaum alteriert durch die Entdeckung, daß die Idee des Bilderverkaufs zwar in der Not begründet, aber von einem Händlerinteresse »eingegeben« sei; denn schließlich lebt ja auch der Arzt vom Operieren und die Frage

ist nur, ob die Gewinnsucht bei einer notwendigen oder bei einer mutwilligen Operation ihre Hand im Spiel hatte. Die aber an mich gestellte Frage, ob das Erbarmen »nicht auch für die da ist, die lieber hungern als ein *Andenken* verkaufen«, und ob das »auch lauter dumme, verlogene Menschen sind«, will ich herzhaft damit beantworten, daß es vor allem für jene da ist, die eine solche Frage stellen, während die andern nicht so sehr dumme als verlogene Menschen sind. Vielmehr gar keine, weil sie nur in ihrer Phrase existieren. Aber grundsätzliche, wenn sie verpflichtet wären, die Konsequenz aus ihren heroischen Neigungen zu ziehen; denn dann wären sie genötigt, weil sie ihr Andenken nicht verkaufen wollen, die andern hungern zu lassen. Die Heiligkeit des Andenkens über die eigene Lebensnotwendigkeit zu stellen, ist ein schönes Recht, das auch denen Respekt gebietet, die die Pflicht übernommen haben, die Lebensnotwendigkeit der andern über alles zu stellen. Wohl sollte die Kunst ein gemeinsames Andenken der Menschheit sein; daß aber der Museumsbesitz oder die Gobelins ein solches seien und vollends auf dem heutigen Stadium der Menschheit seien, ist eben eine Redensart jener Kunstlüge, die über ihren Abstand zur Lebenswahrheit mit sentimentaligen Begriffen zu täuschen sucht. Es haben schon manche »lieber gehungert«, wiewohl wahrscheinlich außer einem Hund, der sich den Tod seines Herrn zu Herzen nahm, noch keiner »lieber verhungert« ist und auch mir nur wenn Benedikt'sches Brot aus Deutschland käme, der tragische Konflikt zu glauben wäre. Daß aber eine Regierung verpflichtet sei, die Selbstaufopferung des Volkes vorzusetzen, ehe sie die Preisgabe der Gobelins beschließt, kann nur jene dekorative Gesinnung annehmen, die ihre Menschenfreundlichkeit in der Erwartung befriedigt, daß der andere sich schön benehmen werde. Lieber hungern als sich von einem Andenken trennen, ist ein Genuß, der auch nur solange vorhält, bis man sich von dem Andenken trennen muß, indem man es zwar nicht verkauft, jedoch hinterläßt. Selbst wer aber für seine Person lieber pietätvoll als lebendig wäre, hat noch immer nicht das Recht, es vom andern zu verlangen, und wenn er gar für ihn zu sorgen hat, eher die Pflicht, ihm das Andenken zu nehmen, um ihm das Leben zu erhalten. Mindestens aber wäre zu wünschen, daß in dieser Debatte nur solche Idealisten zu Worte kommen, die für die Ideale, die sie vertreten, bereits verhungert sind, weil ihnen sonst die Kompetenz in diesen Belangen abgesprochen werden müßte. Dann erst wäre zu erwägen, ob es sittlich ist, die ideale Forderung, die man selbst erfüllt hat, auch an den Nebenmenschen zu stellen, der zumeist gar nicht imstande ist, den Wert eines Martyriums richtig einzuschätzen. Mein pietätvoller Widersacher, der nicht zulassen will, daß sich der Nebenmensch von seinem Andenken, nämlich von dem Schönbrunner Jagdteppich trenne, könnte freilich einwenden, daß er wenigstens in diesem Punkte maßgebend ist. Denn er hat lange genug an meinem Andenken getragen und sich von ihm erst getrennt, als ich ihm das Andenken an jenen guten alten Herrn in Schönbrunn nehmen wollte, der nicht nur der rechtmäßige Verwahrer des Jagdteppichs war, sondern auch die Welt preisgegeben hat, ohne einer Fliege ein Haar krümmen zu können. Die Zerstörung einer Legende — und noch dazu nach dem Tod, wo es nicht pietätvoll, und nach dem Untergang, wo es straflos ist — nein, da konnte der Mitläufer nicht mehr mit, so daß er bei der Zerstörung der Kunstlüge schon ganz zurückgeblieben war. Denn was Franz Josef anbelangt, so wäre die Welt eben verpflichtet, den erlittenen Schaden angesichts der sonstigen vorbildlichen Monarchentugenden hinzunehmen, und wenn man sie mit ihren Ansprüchen an das Weltgericht verweist, so müßte selbst dort die »Ritterlichkeit« anerkannt werden. Weil ich das nicht getan habe, weil ich glaube, daß

der letzte Österreicher sichs dort bestimmt nicht richten werde, weil ich, wenns anders wär, an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifeln wollte, und weil ich die Seelenlosigkeit einer Alterspuppe, unter deren Huld und Schuld wir verwest sind, durchschaute — hat jener mich »feige« genannt und ward mir abtrünnig. Mir bleibt doch nichts erspart. Eh noch der letzte Begeisterungsbrief zu Ende gelesen war, mußte ich erfahren, daß der Glaube an mich zugleich mit der Monarchie zusammengebrochen und der Glaube an diese zugleich mit einer neuen Zeitschrift gegründet war, die ihm der allerletzte Ritter, der Herr von Schaukal ermöglicht hatte. Nur die panische Angst, deren Dasein über Gebühr zu verlängern, hat mich bisher von der Beachtung, die sie wohl verdient hat, zurückgehalten; ich verrate selbst dies nur in der Annahme, daß sie nicht mehr lebt, wiewohl der Umstand, daß ich nichts mehr von ihr höre, eher dafür sprechen könnte, daß sie weiter erscheint. Feige und pietätlos wie ich bin, würde ich mir gern nach ihrem Hingang die Freude machen, aus dem Schatzkästlein des Humors, das uns dieser deutsche Hausfreund in schlimmen republikanischen Tagen eröffnet hat, einige Perlen darzubieten. Freilich wären sie nur für »das Gros der jetzigen Anhänger Karl Kraus'« bestimmt, »das uns zwar nicht nach dem spanischen Zeremoniell, immerhin aber nach dem Gesetz der Zahl dominiert«. Wie der Leser an dieser spitzigen Bemerkung erkennt, ist der Autor mit dem Verlauf der Weltgeschichte unzufrieden, aus welchem Grunde er sich auch entschlossen hat, Mitarbeiter des Abendblattes der Reichspost zu werden, was von noch herberer Unversöhnlichkeit zeugt, als wenn er Mitarbeiter des Morgenblattes geworden wäre. Nun muß ich ihm ja darin zustimmen, daß auch ich nicht weiß, ob uns das Gesetz der Zahl zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen wird. Aber daß das spanische Zeremoniell eher eine Vorschrift ist, nach der Österreich begraben wurde, als eine solche, die es wieder lebendig machen könnte, muß mit der Zeit auch der schlichteste Mitarbeiter des Abendblattes der Reichspost erkennen. Was nun meine jetzigen Anhänger betrifft, zu denen ein besserer Mensch um keinen Preis gehören möchte, so würden sie, meint er, einen erleuchteten Vorschlag, den ein Künstler gemacht hat, »auch nur in der Theorie gelten lassen«. Man solle nämlich lieber allen Wein der nächsten zehn Jahre dem Ausland verpfänden und die Gobelins behalten; »ja, das wäre ein Ausweg«, meint der Menschenfreund. Ich aber würde ihn noch mehr als meine jetzige Anhängerschaft verstimmen, denn ich lasse den Vorschlag auch in der Theorie nicht gelten, sondern halte ihn eben in dieser für eine Dummheit und für eine solche, die sich ihrer Ruchlosigkeit nicht bewußt wird. Ich, »der das höchste Glück, das des Schaffens kennt«, meint er, wolle die Menschen verarmen, indem ich ihnen das letzte was ihnen geblieben ist, ihre Gobelins, nehmen will. Man dürfe, hält er mir vor, »wenn man nicht für sich, sondern für die Menschheit spricht« — er spricht für die Menschheit — nicht »vergessen, daß arme Leute mit Wasser kochen und ihr höchstes Glück vielleicht im Schauen suchen müssen«. Aber ich, der nicht vergessen hat, daß arme Leute vor allem schauen, wie sie etwas zum Kochen kriegen, möchte sogar begreifen, daß sie, wenn sie kein Essen finden, ihr höchstes Glück vielleicht im Trinken suchen, und ihnen doch lieber die Gobelins als den Wein nehmen. Die Forderung hat nicht zu dem Witz gereicht, daß die Ersparnis am Trinken eben auf das Essen verwendet werde; aber auch die Speise würde nicht ausreichen, den Wein entbehrlich zu machen. Ganz abgesehen davon, daß der Wein eine viel tiefere Beziehung als die Gobelins zu jenem seelischen Zustand erschließt, in dem nicht nur das Glück des Schauens, sondern sogar des Schaffens begründet ist. Das nüchterne Denken der Phrase, das die Kunst

nur als eine Angelegenheit der Bildung und nicht des Lebens wertet, muß freilich den Trunk lediglich für eine Angelegenheit der Unkultur halten. Aber auch die Kultur hat ihre Greuel, es gibt mehr Kunstpanscher als Künstler, und der Bildungsrausch der Nüchternheit, zu dessen Merkmalen gerade der Verlust der Unterscheidungsfähigkeit gehört, ist schlimmer als der ärgste Alkoholexzeß. Ich bin kein Trinker und halte die Abstinenz, die einem andere auferlegen, für bedenklich. Am Ende beweise ich durch die Zustimmung zum Verkauf von Kunstwerken, daß ich ein Künstler bin. Dort sehe ich das Recht, nach seiner Fassung selig zu werden, bedroht; hier nur den Zwang behoben, nach fremder zu lügen. Denn der wahre Kunstbesitz ist durch das Dasein des Kunstwerks, nicht durch sein Hiersein erworben. Aber das größte Sprachwunder aller Zeiten und Völker, der Schluß des Chores der »Helena«, wäre nicht entstanden, wenn die Menschheit nicht wüßte, wie der Wein schmeckt. Wenn nun trotzdem und selbst in den Augen eines Ernüchterten »meine Theorie, daß der unvollkommenste Mensch hoch über dem vollkommensten Werk aus Menschenhand stehe, unanfechtbar und mit der gewohnten Meisterschaft klargestellt ist«, so will ich hoffen, mit derselben Wirksamkeit auch seine Zweifel gebändigt und die polemische Anwendung in die Schranken des alten Respekts zurückverwiesen zu haben.

Nicht so leicht würde mir das bei dem Skeptiker der andern Couleur gelingen, der gelben, die mit jener zusammen so recht den österreichischen Horizont gefärbt hat, aber in ihrer Aussichtslosigkeit einem die Welt noch dunkler macht als die schwarze. Die andere hat doch zuweilen wenigstens den Willen, vor irgendetwas Respekt zu haben; diese nur die Lust, mit einem Tintenfinger über die Natur zu fahren. Weit gefehlt zu vermuten, daß sie in zwanzig Jahren etwas zugelernt hätte; glücklich, noch immer nicht glauben zu müssen, grinst sie wie eh und je aus dem Titel »Der Bildersturm des Fackel—Kraus«. Was soll man zu einer Journalistik sagen, die sich heute noch, und nach dem Aufsatz »Brot und Lüge«, an einer Agnoszierung erquickt, die vielleicht den Quai—Kaufleuten längst in der Kehle stecken geblieben ist. Aber ganz gewiß wird deren Kompetenz von der Enthüllung angesprochen, daß »Kraus weder etwas vom Brotverdienen noch von der Kunst versteht«, und um speziell die idealistische Seite ihres Wesens zu empören, wird der philosophische Kern meiner Abhandlung mit den Worten losgeschält: »Wir werden über das Imaginäre des Kunstbesitzes vor der Realität des Bissens, den wir im Munde haben, belehrt«. Echt Fackelkraus. Wahrscheinlich ein starker Esser. Er pfeift auf die Kunst, die doch bekanntlich das Höchste ist, und kämpft bis aufs Messer, das man in den Mund führt, für den irdischen Genuß. Gegen einen derartigen Zynismus, der immer nur an das Essen denkt und vom Brotverdienen nur deshalb nichts versteht, weil er es bekanntlich von Haus aus nicht nötig hat — ich kenn doch seinen Schwager —, hilft nichts, als einmal tüchtig die Wahrheit sagen, und zwar eine solche, die er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird. »Zahlreiche meiner Freunde, die Kraus als Schriftsteller und Vorleser schätzen, wollen meine Gegenmeinung hören, die ich hier präzisiere«. Es war kein Zweifel, daß sie Verlangen tragen würden, denn wozu hat man so eine markante Individualität bei der Hand, wenn man sich ihrer nicht in strittigen Fällen bedienen wollte. Ihr Vertrauen sollte nicht enttäuscht werden. Was sagen Sie zum 'Morgen', wie er es ihm gibt!, sagten meine Schätzer zueinander; denn bei aller Schätzung für Kraus sowohl als Schriftsteller wie als Vorleser — die speziell den Vorleser schätzen, sind jene, die vor dem »Gebet« ihrer Gattin zuflüstern: »Man kann sagen auf ihm was man will — eine Feder hat er!«, doch nach dem »Gebet« erläuternd bemerken: »Du mußt nämlich wis-

sen, er hat einmal in die Presse kommen wollen.« —, also bei aller Schätzung mußten sie zugeben, daß ihm hier ein polemischer Gegner erstanden war, der mit eleganter Klinge den Vogel auf den Kopf trifft. Hier war einmal einer, der als das Leitmotiv meines Strebers »Alles niederreißen« erfaßt und folgerichtig erkannt hatte, daß das keine Kunst sei, besonders wenn es sich um den Verkauf von Kunstgegenständen handelt. Wie wichtig konträr deren Erhaltung ist, bewies er mit schlagenden Argumenten. Zum Beispiel, daß es gleichgültig ist, ob der erste künstlerische Eindruck, den ein Mensch hat, »die Sixtinische Madonna oder ein schablonierter Mandelbogen« war. (Nicht nur für jene Wiener Kunstfreunde, die der Sixtinischen Kapelle »Drescher¹« vorziehen.) Da ich dieser Ansicht umsoweniger widersprechen kann, als ich sie selbst schon öfter ausgesprochen habe, aber die unerbittliche Konsequenz nicht aufbringe, just aus ihr die Unentbehrlichkeit der Kunstobjekte zu folgern, so ist es klar, wo es in meinem Gedankengang hapert. Seine Unwegsamkeit wird ja zumeist an der Erfahrung offenkundig, daß ich selbst dann nicht die Ansichten der Journalisten teile, wenn es die meinen sind. Weit gebracht!, wenn Leute, die von meinen Gedanken profitiert haben, unter dem Vorwand, anderer Meinung zu sein, mir zumuten, mich nach ihr zu richten, und wenn mich meine Argumente überzeugen sollen, daß ich unrecht habe. Nein, Herrschaften legen die von ihnen abgelegten Kleider nicht an. Aber Journalisten wissen, was ein elegantes Tragen ist, und sollten sich zufrieden geben. Sie kommen ja viel leichter zu allem als wir andern, sie haben es gut, sie kennen sich nicht nur in dem aus, was andere wissen, sondern auch in dem, was sie selbst nicht wissen. In dieser Veranlagung steckt ein gewisser Hang zum Mystizismus, der häufig greifbare Formen annimmt und etwa einen, dem jedes Farbenwunder stagelgrün aufliegen dürfte, befähigt, die Erkenntnis niederzuschreiben: »Daß das Allerheiligenbild Dürers in der Wiener Galerie und nicht im Nürnberger Germanischen Museum ist, hat, ganz abgesehen von den zufälligen äußeren Gewaltumständen, einen inneren naturhaften Grund, der sich der kritisch—historischen Betrachtung entzieht«. In solchen letzten Dingen wird ein tieferer Geist auch den Neugierigen, die ihn umdrängen, die nähere Auskunft versagen, die ja doch nur zu rationalistischen Weiterungen führen könnte bis zu der Antwort, mit der der naturhafte Grund die kritisch—historische Betrachtung bescheidet und die am Eingang und Ausgang aller Erkenntnis steht: Weiß ich? »Aus *demselben* verborgenen Grund« aber seien »die Fakultätsbilder Gustav Klimts von unsern Oberbonzen mißverstanden« worden, zu deren Entschuldigung indes vielleicht geltend gemacht werden könnte, daß die Betrachtung von Deckengemälden schon eine körperliche Schwierigkeit bedeutet. So wenig nun gegen den Verkauf von solcher Malerei, die nur deshalb wirkt, weil sie »verstanden« wird, einzuwenden wäre, so kann vor einer solchen, die es auf das Mißverständnis abgesehen hat, der Wunsch, daß sie einem gestohlen werden möge, nicht ganz unterdrückt werden und gegen das Kunstgefühl von Leuten, die von der Schöpfung als Spießler entlarvt werden, hat es gewiß nichts bewiesen, daß sie die Klimt'schen Fakultäten durchaus mit heißem Bemühn studiert hatten und so klug als wie zuvor dagestanden sind. Hätte Klimt die Nationalökonomie gemalt, wir wüßten aus dem heutigen Elend schon gar keinen Ausweg, und ich bin gewiß nicht imstande, einen zu finden. »Wenn Herr Kraus sagen kann, woher wir Brot nehmen werden, sobald der Erlös aufgefressen ist, will ich ihm Abbitte leisten.« Nur das nicht; lieber verkauf ich die Gobelins. Wie soll denn ich das wissen, da ich vom Brotverdienen so wenig verstehe wie von der Kunst, vom Brot nicht mehr, als daß

1 Österr. Maler

es der Mensch braucht, und zwar sofort braucht, um nachdenken zu können, wie er es sich später beschaffe, und von der Kunst nicht mehr, als daß der Mensch sie nicht braucht, um von ihr doch zu leben. Aber wenn uns jener sagen kann, woher wir Brot nehmen, bevor der Erlös aufgefressen ist, will ich ihm zugeben, daß der Verkauf der Gobelins eine Kulturschande ist. Bis dahin befolge ich den boshafte Rat, »zur Kenntnis zu nehmen, daß es für die Sache ganz belanglos ist, wenn sich Unberufene und Spießer gegen den Verkauf ereifern«, weil »in dieser verpatzten Welt leider immer die Nichtgeeigneten das Wort haben«. Wem sagen Sie das! Wie oft habe ich das Gold solcher Worte dargeboten, um dafür das Eisen solcher Stirnen zu erhalten! So oft, daß mir nicht viel geblieben ist und daß ich mir von jedem Gedankentrödler meine Schätze anbieten lassen muß. So ein Schätzmeister kann abweisend sein: »Recht armselig ist der Satz, daß uns alle Kunst nicht geholfen hätte, das blutige Verderben der Weltkriegsschande aufzuhalten.« (Ich meinte sogar, daß uns alle Kunst nicht geholfen *habe*.) »Was weiß denn die Kunst als reinste Offenbarung des Schöpfungsgedankens vom kleinen Schmutz des Krieges?« Goldene Worte. Und was wissen die Menschen, die im kleinen Schmutz des Krieges bis übers Gehirn versunken sind, von der Kunst? Sie können noch immer von ihr sprechen und wissen Bescheid: »Zwischen Krieg und Kunst gibt es keine Brücke und der Künstler, der nur eine Minute den Krieg in sein Schaffen verwebt, hat aufgehört Mensch zu sein.« Denn die Kunst ist jene Beschäftigung, die uns erheben soll, während wir bekanntlich den Schmutz sowieso zu Hause haben. Nicht ohne Trost entläßt uns der Kulturfreund. Zwar, »die Kunst will und kann keinen Krieg aufhalten«, denn das wäre keine Kunst oder eine, die sie nicht zustandebringt: »doch *während* die Kriege längst nicht mehr sein werden, wird die Ewigkeit der Kunst weiter blühen«. Fürwahr, kein exaktes, aber ein schönes Futurum! Und da ich offenbar für die Ewigkeit des Krieges eine Lanze gebrochen habe, so ist die Abfuhr ganz gesund. Es ist erfreulich, daß doch irgendeine höhere Macht, vielleicht die Kunst, die Gesittung der Menschheit erhöhen und das Friedenswerk, das sie bisher nicht zu leisten vermocht hat, schließlich herbeiführen wird, aber auch ohne Rücksicht auf diese Veränderung wird die Ewigkeit der Kunst weiter blühen, nachdem oder noch während die Ewigkeit des Krieges zu blühen aufgehört hat. Bleibt nichts als den letzten Hieb gegen mich zu führen, mit dem mein Gegner nicht nur den Nagel abschießt, sondern auch meine letzten Schätzer wankend machen dürfte. Mit einem kräftigen »Hol mich der Teufel!« spuckt er sich in die Hand, und ich kann ihn nicht mehr beim Wort nehmen, denn er hat mich schon bei dem meinen genommen: »Herr Kraus sagt noch etwas über die Vernichtung der Bücher. Ich will darüber schweigen und ihn bitten, nicht mit dem Feuer zu spielen. Es sei denn, daß er selbst den Anfang mache und seine eigenen Schriften verbrenne.« Gut gegeben. Hier hat der Schalk die Lacher auf seiner Seite. Nur scheinen sie nicht zu wissen, daß er mich deshalb beim Wort nehmen kann, weil er das Wort bei mir genommen hat, ohne es ihnen zu verraten. Sie würden nicht lachen, wenn sie ahnten, daß die witzige Forderung nur eine Anleihe bei meiner ernsthaften Bereitschaft ist. Denn: »Ich lasse den Argwohn nicht an mich heran, als ob ich, um in kalter Nacht zu arbeiten, nicht bereit wäre, mit meinen Werken einzuheizen, wenn mich je verlangt hätte, sie zu besitzen.« Und: »Indem ich bei Verwendung meiner Bibliothek keinesfalls die eigenen Schriften verschone, schütze ich meine allgemeine Geringschätzung der schon geschaffenen Werke gegen den Verdacht, daß ich es geflissentlich auf die mir fremden, auf die Verarmung von Galerien abgesehen habe, und so zu den Objekten der Wortkunst gesinnt, dürfte es dem Schrift-

steller am ehesten glücken, einer in Schönheit sterbenden Kriegswelt mit dem Gedanken beizukommen, daß im Namen der Kunst und alles ewigen Lebens der erschaffene Mensch über dem erschaffenen Werk steht.« Er will darüber schweigen. Er setzt den Fall, daß ich »noch etwas über die Vernichtung der Bücher« gesprochen habe, irgendetwas, so der Bücher im Allgemeinen, natürlich der fremden, beileibe nicht der eigenen: auf diese gute Idee will er mich erst bringen. So muß ich dulden, daß er mir nicht nur meinen Gedanken, sondern auch seinen Witz zurückgibt. Bei solcher Großmut hat man doch das lausige Gefühl, von einem Retourkutscher überhalten zu sein.

Es ist ein bitteres Muß, das was man zu sagen hat, so leidenschaftlich zu behaupten, daß man gezwungen ist, es noch gegen die gereizte Banalität zu behaupten und mit dem Mut, den das Wissen um die Erfolglosigkeit verleiht. Es müßte denn der Erfolg des Aufhebens wert sein, daß die Auseinandersetzung, die solch eine Individualität mit mir zu versuchen Lust verspürt, sich a tempo in ihr selbst vollzieht: er setzt sich auseinander. Aber es geht um den Menschen und nicht um den Journalisten, und der bleibt, auch wenn er sich von Fall zu Fall in seine Atome auflöst, ein Hindernis, wenns gilt, jenen zum Geschöpf Gottes zu machen. Die Bereitschaft, das eigene Werk zu vernichten, beglaubigt in dieser journalisierten Welt weder den Künstler noch die Erkenntnis, daß der erschaffene Mensch darüber stehe. Denn der Künstler ist nur bereit, sein Werk dahinzugeben, um den Menschen zu erhalten, während der Journalist, dessen Dasein die lang verborgene, aber nun täglich erscheinende Lücke in der Schöpfung ausfüllt, sogar bereit ist, andere verhungern zu lassen, ehe er sich von Interessen trennt, mit denen ihn nichts verbindet als eine erschwindelte Mission. Es ist gewiß weit gekommen, wenn Journalisten den heiligen Geist gegen mich vertreten müssen — ein naturhafter Grund sonderbarer Zusammenhänge, aus dem nichts resultiert als die Erkenntnis: Ausgerechnet! Aber das macht nichts; denn, hol mich der Teufel, diese Zeitungsleute entschädigen einen für die Geschäftigkeit, mit der sie sich für die Ideale gegen die Lebensgüter engagieren, doch gerade wieder durch ihren Hang, Andenken zu sammeln, und just in den Tagen, da mir der Widerspruch gegen meinen Vandalismus von informierter schöpferischer Seite entgegenschallt, und just an der Stelle, wo sich ein Kunstbürger zu der Ansicht verstieg, daß eine Statue des Phidias mehr für die Unsterblichkeit Griechenlands geleistet habe als alle Siege des Erzherzogs Friedrich, wird das Ergebnis einer Autographenauktion mit einem Brief Richard Wagners illustriert: »Am vernünftigsten wäre es wohl, man könnte dem ganzen illusorischen Krame den Rücken kehren und mit vollen offenen Sinnen sich in das Leben werfen. *Was soll uns die Kunst, da wir kaum zum Leben kommen, dessen Blüte erst die Kunst sein soll? ...* «

* * *

Jene heurige Dichterschule der Zuchtlosigkeit, deren Angehörige einander unaufhörlich »Ethos« nachsagen, es in folgedessen zu haben vermeinen und auch dadurch von den Dilettanten früherer Jahrgänge abstechen, daß sie alle von einander behaupten, sie hätten »Ballungen«, sie zaubert mit der Surrogathaftigkeit, die auf dem dünnen deutschen Boden Geld und Geist wie Mist vorrätig hat, wöchentlich eine neue Revue hervor. Seit den Zeiten, da die Literaten »nachdenklich«, hierauf »dynamisch« und dann »kosmisch« waren, ist insofern ein bedeutender technischer Fortschritt erzielt, als die Baller umso mehr Papier zur Verfügung haben, je weniger es von diesem gibt. Sie bilden

jetzt in allen Zentren des deutschen Verkehrs— und Umsturzlebens den Troß, der die soziale Revolution mit freien Rhythmen begleitet, die, weit billiger als Brombeeren und bloß aus der Unerschwinglichkeit des Reims entstanden, die einzige Auslandsware sind, die im Inland erzeugt wird, so daß es selbst dem Kenner schwer fällt, zwischen einem falschen Guilbeaux und einem echten Becher zu unterscheiden, und man zieht es umso eher vor, dieses ganze und immer nämliche Rudel von Freibeutern des Worts kollektiv verantwortlich zu machen, als doch jeder von ihnen nicht nur für sich wieder eine »Synthese« bildet, sondern immer die gleiche, und diese, nämlich die aus Walt Whitman, Tolstoi, Nietzsche, Dostojewski, Marx, Lao—tse und Wolfenstein immer den nämlichen Nichtskönner ergibt. Das erfahren wir nicht nur aus den Waschzetteln, die einer über den andern, sondern besonders aus jenen, die er über sich selbst schreibt, und darum kann der Eindruck nicht fehlgehen, umsoweniger als diese Waschzettel ebenso geballt sind wie jede andere lyrische Zeile, die sie schreiben. Wer Lyrik zu beurteilen vermag, hat nun sofort, aber auch bei längerem Nachdenken heraus, daß die dunkle Tiefe dieser Meister darin begründet ist, daß ihre klare Seichtigkeit keinen Sinn hat. Zwar kommt es in der Kunst gewiß nicht auf diesen an und vielmehr darauf, daß die dem Verstand scheinbar zugängliche Wortfügung erst hinter dieser Wirkung von einer unbegreiflichen Tiefe sei. Aber jene Antibanausen würden aus derselben Erwägung, aus der jedem andern Spießler ein Werk ob seiner Wüstheit mißfällt, es preisen; trotz seiner Fülle gefällt, es verwerfen. Sie würden einen Satz, der unter seiner Oberfläche erst atmet und wächst, »epigonenhaft« nennen und nicht begreifen, daß man eine Lasker—Schüler, der sie doch eine Wortstellung abgeluchst haben, für einen Dichter halten kann und sie nur für Diebe, und dies mit umso größerem Unrecht, als doch die Lasker—Schüler jeden von ihnen für einen Dichter hält. Haben sie sich als kosmische Schlieferl zurechtgefunden, so verwandeln sie sich in »Aktivisten« und wenden sich, da in ihnen ja doch keine andere Flamme als die des Ehrgeizes brennt, den Geschäften der Völkerbefreiung zu und behaupten, dadurch daß sie dem alten Pathos nicht gewachsen sind, zu einem neuen gekommen zu sein. Es ist jene wilde Jagd der freien Rhythmen, die zwischen Nirwana und Betrieb, auf alle Fälle weltanschauend, egal wie, immer feste druff dichtend, man wird doch da sehn, sich vom rechten Werfel beeinflussen, aber auch vom linken Ehrenstein sich umgarnen läßt. Die Hoffnung, daß diese Versuche, zwischen Subjekt und Prädikat Unfrieden zu stiften und die Welt glauben zu machen, daß, als Gott sie in seinem Zorn erschuf, im Anfang das Adjektiv war, doch einmal in irgendeinen Lokalanzeiger münden, hat sich zum Glück noch immer erfüllt, so daß heute der Aufstieg des Ladenschwengels zwar ein abenteuerlicher ist, aber schließlich ans Ziel führt. Doch würde ich als weltgerichtlich beedeter Sachverständiger für Psychologie des Zeitalters mich getrauen, dem Typus noch weitere Möglichkeiten zu eröffnen. Ich brauche ihm gar nicht erst an der Nase anzusehen, was ich ihm schon am Vers ansehe, daß er sich in allen Lebensgebieten, in die er nicht hineingewachsen ist, gern umtut, also vor allem in der Literatur, im politischen Verschwörungsfach, kurz in allen Luftgeschäften der Persönlichkeit, wo die Verantwortung größer ist als das Risiko, am liebsten aber doch, und wie der Fisch im Wasser, zumal wenn er allzulang auf dem Trockenen gelebt hätte, im Element des eigentlichen Handels. Mystiker, denen es eine Kleinigkeit ist, das Weltganze aus dem Ich heraus zu projizieren, müssen manchmal ausspannen, und wenn es ihnen dann plötzlich als ein Neben—ich, ja geradezu als ein Nebbich erscheint, auf andere Projekte verfallen. Darum wäre ich gar nicht überrascht, die Erfahrung zu machen,

daß sich Individualitäten, denen in Rezensionen nachgesagt wird, daß sie persönlich den Himmel gestürmt haben, um dort mit Gott zu hadern, auch für Mehlpreise interessieren und mit jenem Ethos, das der freie Handel mit Rhythmen erübrigt, ein Anbot auf einen halben Waggon Socken kalkulieren können, geballt und sofort greifbar. Es ist ganz gewiß die Richtung, die zwar die Vernunftmäßigkeit des Berliner Schaffens ins Chaos aufgelöst hat, aber zu Zeiten sich doch besinnt und den von der Forschung anerkannten Konflikt zwischen Vätern und Söhnen zugunsten eines traditionellen Betätigungssinnes entscheidet, natürlich mit der philosophischen Berechtigung, einer verkommenen Welt, in der nur noch Raum für eine Auseinandersetzung zwischen dem Ich und Gott bleibt, das Beuschel herauszureißen, da wir so in grenzenlosem Lieben falsche Werte, falsche Worte schieben. Denn sie werden Gott, Werfel und alle Heiligen bekennen und doch zu Zeiten jenem alten Daimon gehorchen, der ihnen zuflüstert: Gehe hin und handle! Ich erkenne solche Möglichkeit aus der Struktur ihrer Verse und weil ich so viele Verse in meinem Leben kennen gelernt habe, die keinen Menschen machen konnten. Wenn man jedoch den Charakterbrei, der heute literarische Bildung annimmt und eine solche, die nicht nur zu Auflagen kommt, sondern zu deren Ruhm auch die gleichgestimmte Kritik alle Schatzkammern der Sprache plündert, in der Nähe besieht, dann möchte man in der Tat dem Valutenhandel mehr Ethos zuerkennen als einem Betrieb des Geistes, in dem jeder Schein, jeder Betrug, jeder Verrat, jede Heuchelei Kurs hat und in dessen Hauptbüchern das Defekten—Konto geschickt genug geführt wird, um unangefochten aus einem schlechten Bürger einen echten Freigeist zu machen. Schließlich mußte auch dazu die Menschheit an der Macht verderben, damit die Glorie der Erlösung den Zwischenhändlern einer lausigen Intelligenz zufalle, und man darf es den Gläubigen gar nicht sagen, wie kurz der Weg von den Parolen des neuen Geistes zum Devisengeschäft, von der Freiheit zum Kettenhandel, vom Rausch der Weltbrüderschaft zu Schnapslieferungen ist, weil sie sonst wirklich ein Heimweh nach dem Dienstreglement bekämen.

* * *

Eine starke merkantile Begabung verrät sich auf der Umschlagseite einer jungen Zeitschrift, die aber leider demnächst ihr Erscheinen einstellt, so daß es mir als dem Geschädigten nicht mehr möglich ist, sie mit Hilfe des Gesetzes zum Eingeständnis ihrer Talente zu zwingen. Es handelt sich um jenen *Sonnenschein*, der sich durch die Unterschrift unter einem Telegramm nach München, wiewohl sie vielleicht nicht einmal von ihm ist, einen Namen gemacht hat, zu dessen Verbreitung ich allerdings durch den Abdruck eines seiner Gedichte, das bestimmt von ihm ist, noch beigetragen habe. Nicht zufrieden damit, hat er ein Übriges getan. Um nun anschaulich vorzuführen, wie kommerzielles Geschick die sich bietende Gelegenheit auszunützen gewußt hat und worin eigentlich die sogenannte Petite in diesem scheinbar mehr kosmischen Falle besteht, ist es leider unerläßlich, die ganze den Dichter betreffende Stelle zu wiederholen, die in dem Aufsatz »Proteste« (Nr. 514 — 518) enthalten war:

Hugo *Sonnenschein* legt Wert auf die Feststellung, daß er »während des ganzen Krieges wegen seiner antikriegerischen Gesinnung als politisch verdächtig galt und deshalb den ärgsten Drohungen und Gewaltmaßregeln der alten Regierung ausgesetzt war«. Ist dies der Fall, so hatte er gewiß nichts in der Reihe der

Literaten zu suchen, die Ähnliches von sich nicht behaupten können. Er bestreitet in einem Memorandum seines Anwalts, das mir übermittelt wurde, zwar den Dank an den mutigen Anonymus, empfindet ihn aber und spricht sich nicht klar darüber aus, ob er selbst oder ein Stellvertreter seine Protestpflicht erfüllt habe. »Gerade er aber« — wer denn nicht in der Reihe? — habe während des Kriegs und trotz seiner »erzwungenen militärischen Dienstleistung« — Freiwilliger war eben nur Herr Moissi — »gegen den Krieg, gegen das Militär, gegen die Militärherrschaft und gegen die alten Regierungsformen sich sowohl literarisch als auch praktisch und agitatorisch betätigt«. Dazu ist zu sagen, daß die praktische Tätigkeit gegen das Militär, die mir unvorstellbar ist, wenn es sich nicht wieder um einen Fall von Sabotage handelt, und deren glimpflicher Ausgang dafür zu sprechen scheint, daß sie unbemerkt blieb, ebenso aus der Betrachtung ausscheiden muß wie die agitatorische, von der das Schriftstück ohnedies sagt, daß über sie ausführlicher zu reden noch nicht an der Zeit sei. Was aber die literarische Betätigung anlangt, so wird auf zwei Tatsachen hingewiesen, auf »das schon Ende 1914 erschienene Werk 'Erde auf Erden', welches selbstverständlich von der damaligen Zensur unterdrückt wurde«, und auf den »informierten Kreisen wohlbekannten Vortrag des Herrn Hugo Sonnenschein, gehalten in Wien im Jahre 1917«. Dieser den nicht informierten Kreisen unbekannt Vortrag hat tatsächlich vor einem Auditorium von zweihundert Personen stattgefunden und Gedichte, aus dem Werk »Erde auf Erden« enthalten. Dieses Werk ist ein im Jahre 1915 erschienenes 13 Seiten starkes Heft, auf dessen Rückseite die Bemerkung steht: »Privatim als Manuskript gedruckt in 100 Exemplaren. Von der Zensurbehörde genehmigt.« Diese Gedichte, die mir infolgedessen unbekannt waren — es sind achtzehn —, sind tatsächlich nicht geeignet, den Autor als einen Bejager des Kriegs der Nachwelt zu überliefern. Ich meine aber, daß sich auch aus andern Gründen als solchen, für die das Kriegsüberwachungsamt Verständnis hatte, eine Einschränkung der Auflage auf hundert Exemplare empfohlen hat. Einem der Proteste des Dichters sei nunmehr, da die Revolution die Schranken abgebaut hat, größere Verbreitung gegeben :

Ekel vor Europa

Andersfarbener Menschenfresser meint:
Kriegsverseuchte Hure,
geil ...

in formlos eitriges Geschwür wühlt sich
mein züngelnder Zungenstachel,

Phosphorschimmer umschleimt
dein krätziges Skelett;

unter meinen kitzlerschabenden Zähnen
erzucken deines Totenkopfes Höhlen,

Zerfall der Brüste
zittert wie Faulfischgallerte,

weißgrünbläuliches Aas
mistiges Biest,

eines unarischen Christen
afrikanischer Rüssel
peitscht dich christlich
ins wiehernde Paradies,
dein zahnloses Maul zischt Lust.

Somit ist kein Zweifel mehr möglich, daß Sonnenschein auch literarisch gegen das Militär und die alten Regierungsformen protestiert hat, und begreiflich, daß er als politisch verdächtig galt und deshalb den ärgsten Drohungen und Gewaltmaßregeln der alten Regierung ausgesetzt war. Er verdient dafür, ob nun die Tücke der Militärdiktatur seiner literarischen oder seiner agitatorischen Tätigkeit gegolten hat und wie immer man diese oder jene einschätzen möge, eine Achtung, die ihn von den an den Kriegsleiden Unbeteiligten absondert. Daß er in der Politik sich noch kräftiger als in der Lyrik gegen den Krieg betätigt habe, ist ihm zu wünschen, und wenn er nicht als Verfasser des Werkes »Erde auf Erden« dazu inkliniert hätte, in eine Literaturgruppe aufgenommen zu werden, wäre ihm das Malheur nicht widerfahren, in diese Affäre zu geraten.

Daraus ist nun auf dem Umschlag zweier Hefte der Zeitschrift 'Der neue Daimon' — unter der Spitzmarke »Stimmen der Presse«, denn für den Herrn Sonnenschein bin ich eine Stimme der Presse — , das Folgende zurechtgemacht:

Karl Kraus schreibt 1919 in der »*Fackel*«: »Diese Gedichte ... sind tatsächlich nicht geeignet, den Autor als einen Bejager des Krieges der Nachwelt zu überliefern ... Somit ist kein Zweifel mehr möglich, daß Sonnenschein auch literarisch gegen das Militär und die alten Regierungsformen protestiert hat, und begreiflich, daß er als politisch verdächtig galt und deshalb den ärgsten Drohungen und Gewaltmaßregeln der alten Regierung ausgesetzt war. Er verdient dafür, ob nun die Tücke der Militärdiktatur seiner literarischen oder seiner agitatorischen Tätigkeit gegolten hat und wie immer man diese oder jene einschätzen möge, eine Achtung, die ihn von den an den Kriegsleiden Unbeteiligten absondert.«

Das gleiche Kunststück ist vom Verleger des Herrn Sonnenschein in der 'Österreichisch—ungarischen Buchhändlerkorrespondenz' praktiziert worden, damit sich die Empfehlung ohne scherzhafte Nebenabsicht zu reinem Nutzen auswirke. Wer nun meinen Aufsatz nicht gelesen hat, bloß dieses Zitat kennenlernt und an eine Fälschung durch Unterschlagung vorweg nicht denkt, fragt sich, ob es denn wirklich von mir sei, ob ich, der zwar Mücken als eine Naturerscheinung wertet, wirklich Buchrezensionen über sie schreibe, und wie ein ehrgeiziger Autor ein Urteil selbst nur als Stimme der Presse zitieren könne, das ihm zum Ruhm eben noch die Banalität stammelt, er habe »gegen das Militär« protestiert. Es wäre dem Leser ganz unmöglich, von selbst auf die Vermutung zu kommen, daß hier aus dem Wortbestand einer Ironie eine

»Besprechung« gemacht wurde und das platte Lob nur ein Nachsprechen ist, doch ohne die satirische Beziehung zu jenem juristischen Memorandum ein Gelalle. Denn die Anerkennung der antimilitaristischen Persönlichkeit des Herrn Sonnenschein war in einem Versstück fundiert, das, in kosmischer Entfernung zu den Interessen des Kriegsüberwachungsamtes gedacht, von mir nicht so sehr als das Bekenntnis eines gewaltfeindlichen Herzens gewürdigt wie als eines der bemerkenswertesten Kriegsgreuel, die die Literaten in jener Ära verübt haben, dem Kulturgewissen der Menschheit vorgeführt wurde. Über jenes Gedicht hinaus, das mit abzdrukken der Buchreklame nicht förderlich schien, bezeichnet nun diese »Auswertung« die Grenze, bis zu der sich die Möglichkeiten des heutigen literarischen Charakters erstrecken. Die Unappetitlichkeit ist nicht allein in dem Spaß begründet, der, von einem Waschzettelhirn inspiriert, zur Erheiterung der Kaffeehausgenossen noch mit weiteren esoterischen Anspielungen ausgebaut und vertieft wurde; auch nicht ausschließlich in der Wahrnehmung der Okkasion, die mein Pelz der beglückten Laus darbietet. Vielmehr in der Fixigkeit, beide Effekte auf einmal auszuweiten, das Angenehme eines Literatenschertes mit dem Nützlichen einer Verlegerreklame zu verbinden und den Ertrag der Beschmutzung meines Namens so zu genießen, daß man zugleich bei den Betrogenen und bei den Eingeweihten reüssiert. Dies ist die Handschrift eines Genius, von dem ein Kritiker bezweifelt, ob er »überhaupt irgendwo im Irdischen wurzelt«, und von dem ein Dichter behauptet, daß in ihm »die Sehnsucht nach einer neuen höheren Ordnung der irdischen Dinge brennt«. Damit es nun auch jenseits dieser Welt der Schwindler und der Schwächlinge anerkannt werde, in der eine Kaffeehausluft als »psychische Atmosphäre« gilt und ein aufgeregtes Gespräch als »Ekstase«, genügt es nicht auf ein Kunststück hinzuweisen, das ja sowohl für das Ethos wie speziell für die Fähigkeit, Sätze zu ballen, deutlich spricht; sondern es müssen auch aus dem Kunstwerk, das den Inhalt zu jenem Umschlag bildet, aus der »Legende vom weltverkommenen Sonka«, ein paar Stellen zitiert werden, die, wie von vornherein klargestellt sei, keine Verse, sondern Prosa sind:

Leben: Werden Entleiden Sein.

Wahrheit ist bildlos Gott. Gott ist. 1 = 1: das ist Alles. 1 = 2: *warum nicht*. Geschrieben, gesprochen, gehört. Ja und Nein. Und *Nein*. Wir denken, wir denken irdisch.

Warum nicht.

Gott ist in kein Sinnbild zu kleiden wie die Gliederpuppe Mensch. Verflucht!

Ist sinnbild: bild — *und sinnlos*. Sein heiliger Sinn: Vereinigung der Welt, der Zeit. Vereinigung des Lebens in Welt und Zeit. Gott ist Sein. Sein ist das Sein. Ist nur Sein.

Ich hüte mich, mehr zu verraten von meiner Heiterkeit.

Ich nicht:

Zum Teufel die Moral! sie ist nicht Sprache geworden: es ist gleich 1 : 1, *wenn es sein muß*, eins ist nicht zwei, *wenn es nicht sein muß*; dies ist der Erde klar. *Braucht die Erde Gott? Was braucht die Erde Gott!*

Weiß ich?

Wer spricht von Zusammenhängen? Ich dichte. Und werde mich hüten, mehr zu sagen, —

Und ich betrete die Erde wieder, daß ich Boden unter den Füßen habe. Ich komme zurück mit der großen Erfahrung meiner bildlosen Gesichte, des Gottwissens. Ich bin da als Wille des Dichters, des Dichters, der weiß. *Und mir ward die Dreieinigkeit des Wortes: die Sprache des Künstlers*; mir ist die Ehrlichkeit des Weltverkommenen, die Unabhängigkeit des Wissenden. Der Arbeit Können und Wollen. Sendung: die Macht des Dichters. Und Bewußtsein trotz der Sendung. Trieb: Gestaltungstrieb.

— — *Die Linie muß verglimmen, wenn ich sie ansehe.* Ich dichte.

Ist größere Tragik auf Erden!

Ist solche Tragik jenseits der Welt?

O Wahrheit; denn die Wahrheit ist bildlos wie Gott.

1 = 1.

Wer spricht von Zusammenhängen? (Es ist nichts aus ihnen gerissen.)

Ich werde mich hüten, mehr zu sagen. Meine mutige Unabhängigkeit bis an die Grenzen ... die Grenzen. Also endet meine Wahrhaftigkeit, meine Ehrlichkeit: ich leugne es nicht. Ich bekenne. Gott.

Ich hüte mich Nichts zu sagen. Alles bleibt: Schönheit —

Krätze. Das ist da, Dasein, das nicht ist.

Kein Rückzug. Wenn ich sie von meiner Flucht reden höre, antworte ich: Totgeboren und nicht wissend die Erde der Schönheit!

Alles lebt in der Welt. Es ist leicht hier zu tanzen. Leichter noch wissend da zu tanzen. Mitten im Kriege wissend zu tanzen. Über und unter wölbt sich der Weltraum: warum nicht tanzen!

— Meerengen von Fischerbooten torpediert; Untersee von Langmut destilliert; Riesenerze Malachit und Hydroxyd schmelzen im Tumult der These: *Branntwein nistet in der Teuerung*; Rosenernte hämmert in die Stellung aller Offensiven und am Knotenpunkt der Erden lagert Munition. —

Will man noch zwingendere Sprache? Brauch ich Verstärkung gegen das Frachtstück im Kampf um den Tanz auf Erden! *Ich heiße Sonka, der Dichter von Mund zu Mund.* Die Menschen sehen mich und hören meine Stimme.

sie lesen dieses Nihilisten Manifeste, sie sehen dieses Mathematikers Skelette, *warum fragen sie (denn sie fragen): Wer ist Sonka? Wo, was?*

Es ist nicht Flucht, wenn ich die Äpfel dieses Sommers zähle, die Äpfel, die im Herbst von einem Raubtier zermalmt, gefressen, vernichtet werden. Auch ich bin gefräßig. Und mäste mein Aas.

Weil er aber »nichts ist und nichts hat«,

geizt der besitzende Nachbar verbissen:

Räuber und rädiger Hund,

indes ich, ein Wildbach, in Dunst und Dickicht entschwinde.

Es sind Verse.

Einfältig glitzert jeden Tag und jede Stunde

Mond oder Sonne: Sonka.

Wer ruft in die Welt den Namen

mit seiner ganzen Seele,

dem Herzen meines Herzens —

namenlos,
höre mich.

Sonka dichtet. Ist größere Tragik auf Erden? In der Wind—ins—Gesicht—Gasse wohnt er als Aftermieter bei Ehrenstein, ein Sieb—Dach für Anregungen ist über seinem Haupte, Schimmel für neue Formen freut sich an den Wänden, gute Ritzen sind für den Expressionismus da, immer muß er an das Herz der Lasker—Schüler denken. Wenn er es im Weltkrieg veröffentlicht hätte, die Kriegszensur hätte ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt, aber auch alle andern Schikanen wären ihm erspart geblieben. Freilich könnte man bei einem Psychiater leichter Glück haben als bei mir. Ich halte den weltverkommenen Sonka für einen Simulanten; und zwar für einen ungeschickten, denn ich habe schon bessere Gedichte aus Irrenhäusern bekommen. Daß die Sache nicht authentisch ist, wird schon dadurch bewiesen, daß dieser irrationale Inhalt und jener gewitzte Umschlag denselben Autor haben. Die ganze Geschicklichkeit ist auf die Aufmachung verwendet worden. Nach diesem ersten Erfolg wird der Dichter gewiß den Versuch nicht unterlassen, das Kunststück zu wiederholen. Ich will ihm mit einem Vorschlag entgegenkommen, durch dessen Annahme wenigstens mein Autorrecht gewahrt sein wird:

Stimmen der Presse:

Karl Kraus schreibt 1920 in der »Fackel«: »Eine starke ... Begabung verrät sich auf der ... Seite einer jungen Zeitschrift ... Sonnenschein, der sich ... einen Namen gemacht hat ... hat nun ... zu reinem Nutzen ... als eine Naturerscheinung ... in kosmischer Entfernung ... das Bekenntnis eines gewaltfeindlichen Herzens ... dem Kulturgewissen der Menschheit vorgeführt ... inspiriert ... und ... reüssiert. Dies ist die Handschrift eines Genius, von dem ein Kritiker bezweifelt, ob er überhaupt irgendwo im Irdischen wurzelt, und von dem ein Dichter behauptet, daß in ihm die Sehnsucht nach einer höheren Ordnung der irdischen Dinge brennt ... nun auch jenseits dieser Welt ... anerkannt ... als psychische Atmosphäre ... und ... als Ekstase ... Sowohl ... das Ethos wie ... die Fähigkeit, Sätze zu ballen, ... spricht ... aus dem Kunstwerk ... aus der »Legende vom weltverkommenen Sonka« ... Es sind Verse. Sonka dichtet ... Wenn er es im Weltkrieg veröffentlicht hätte ... keine ... Schikanen wären ihm erspart geblieben ... Ich halte den weltverkommenen Sonka für einen ... Dichter.«

* * *

Um allfälligen literarischen Bestrebungen, eine reine Beziehung zu einem reinen Menschentum zu besudeln, rechtzeitig abzuwinken, sei festgestellt, daß ich keine Zeile des kürzlich erschienenen Buches von Leopold Liegler, »Karl Kraus und sein Werk«, trotz täglichem Umgang in den Jahren, da er es schrieb, früher als irgendein anderer Leser gekannt habe, während es Tatsache ist, daß er jedes meiner Worte, und selbst dieses, früher gelesen hat, aber auch mit besserem Verstand und Herzen, als jeder Wiener Literat. Von seinen mich betreffenden Schriften habe ich bisher nur eine einzige vor ihrem Erscheinen gelesen, nämlich die Berichtigung, durch die er es der Neuen Freien Presse unmöglich gemacht hat, die annoncierende Buchhandlung, von

der sie Handgeld genommen hatte, um die Leistung zu prellen und ihre Leser mit der Angabe zu betrügen, das Buch führe den Titel »Karl Krause und sein Werk«. Es steht mir nicht zu, über Schriften, die mich in einem ehrenvollen Sinne betreffen, zu urteilen; aber von dieser Berichtigung, nach der man sagen kann, daß der Mißerfolg der Neuen Freien Presse mit der Nennung meines Namens schon fast so groß ist wie mit dessen Verschweigung, möchte ich behaupten, daß sie das Niveau des Wiener Schrifttums gehoben und die Neue Freie Presse, wenn auch natürlich nur für einen Tag, zu einem lesbaren Blatte gemacht hat.

* * *

Der Druck der vielfach veränderten Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit« mußte hinausgeschoben werden, weil aus eben jenen Ursachen, die das Werk entstehen ließen, kein Papier hierfür zu haben ist; im Schleichhandel beschafftes zwar zum Grauen seines Inhalts, aber nicht zur Farbe seines Geistes passen würde; und weil in Not und Tod — nebst dem schäbigeren Material der Zeitungen — haltbares Papier nur noch für die Exkremamente der modernen Lyrik vorrätig ist und keine legale Möglichkeit besteht, es einem haltbaren Literaturwerk zuzuführen. So mögen die Leser, die die Buchausgabe erwarten, vorläufig bei den Schöpfungen des Verlags Strache an sie erinnert werden.

* * *

Der Gedenktag des zwanzigjährigen Erscheinens der Fackel ist durch etliche, vielleicht gut gemeinte, aber schon durch den Ort ihres Erscheinens, wie 'Neuer Tag', 'Mittagszeitung' — jenes Blatt, das ein Jahr zuvor den frechen Schimpf gebracht und ihn dann noch frecher verleugnet hat —, anstößige Artikel gestört worden. Ein für allemal: es ist eine Schande für das geistige Wien, daß es über mich schweigt, aber es ist keine Ehre für mich, wenn es über mich spricht. Nicht darauf kommt es an, daß die Fackel als Tatsache, sondern daß sie als Wesen existiert, und die Zeitung könnte täglich Spalten mit meiner Belobung füllen, sie wäre doch, wenn sich ringsum nichts geändert hätte, meines Abscheus sicher; während sie, meiner Wirkung erschlossen, getrost deren Notifizierung verabsäumen dürfte. Doch wäre sie eben nicht die Zeitung, wenn jene erzielbar wäre, und so ist weit eher der Fall möglich, daß sie, ohne um Haaresbreite von dem Programm ihrer Gemeinheit abzuweichen, mich zu begönnern sich erfrecht. Wäre von einem Blatt wie der 'Neue Tag', der mit jeder Drehung seiner Rotationsmaschine mir Schmach antut, zu fürchten, daß es bis zum fünfundzwanzigsten Jahrestag der Fackel erscheint, so würde ich es recht dringend bitten, mir dann keine Ehre zu erweisen. Sonst sind nur Würdigungen in böhmischen Blättern beider Sprachen erschienen. In Deutschland haben eine oder zwei Revuen das Datum vermerkt. In der 'Deutschen Allgemeinen Zeitung' schrieb kürzlich einer gelegentlich der Hamburger Aufführung des letzten Bahr'schen Unfugs: »Wir aber wagen es kaum, in solcher Umgebung an Karl Kraus auch nur zu denken«. Da das deutsche Publikum es auch in anderer Umgebung nicht tut und da die gelegentlichen Begeisterungsausbrüche dort und hierzulande, zumeist von Derwischen, die demnächst auch das Gegenteil heulen könnten, eine lebendige Wirkung weder schaffen noch beweisen, so wird die Rubrik »Bibliographisches«, in der der Versuch unternommen wurde, die zeitgenössischen Äußerungen als

Widerspiel zu einem umfänglicheren Schweigen wenigstens zu registrieren, hiermit für abgeschlossen erklärt. Dagegen wird in Aussicht gestellt, daß Angriffe künftig eine Beachtung finden sollen, die mit der Existenz des Angreifers auch die Hoffnung zunichte macht, an der mir verhaßten Gangbarkeit meines Namens pekuniär zu schmarotzen. Es hat sich herausgestellt, daß Zeitschriften sich durch den Entschluß, sich so oder so mit mir zu befassen, über Wasser halten, und es gibt Interessenten, die zugleich mit meinen Schriften auch den Schmutz, der ihnen anfliegt, begehren. Gegen den Geschäftsgeist bin ich machtlos, solange ich gegen ihn wirke. Aber es könnte geschehen, daß ich einem Publikum, welches aus Sympathie für mich das schmierige Pack hochbringt, mit dem im gleichen Weltraum zu leben mir den Schlaf meiner Tage raubt, überhaupt nichts mehr zu lesen gebe und somit jenen nichts zu handeln!

Hypnagogische Gestalten

Ei das ist was Schönes,
dieses hier und jenes
zwickert, lacht und wendet sich zurück.
Lustige Gemeinde,
lauter gute Feinde,
doch durchbohrend dünkt mir jener Blick.

Der hat eine Nase
wie 'ne Walfischblase,
der hat einen mir bekannten Kropf.
Aber jener Schwarze
ist nur eine Warze,
jenem wachsen Würmer aus dem Kopf.

Und nach meinem Reste
greifen diese Gäste,
und ich habe alle schon durchschaut.
Männer sind und Weiber
Häute ohne Leiber,
aber lauter Löcher hat die Haut.

Das sind mir die Rechten,
wie sie spiegelfechten,
keinem möcht' ich über meine Gasse traun
Und zu meinem Spaße
ist's die Seitengasse
mit den mitten durchgerissnen Fraun.

Diese Ausgehurten
führen Mißgeburten,
immer dichter wird das Wortgespinst.
»Innen spinnt der Dichter«:
spricht der nichtigen Wichter

einer, der dort durch das Dickicht grinst.

Schon erscheinen Schatten,
um sich zu begatten
gegen alle vorgeschriebne Scham,
die den meisten Christen,
diesen nachher tristen,
leider Gottes längst abhanden kam.

Nur heran, ihr Bäuche,
gut sind solche Gäuche,
seid ihr einmal da, so ist bald Ruh.
Kennen uns persönlich,
aber ungewöhnlich
geht es nachts in diesem Zimmer zu.

Was sind das für Sachen,
kann man halt nix machen,
ihr seid viele und ich bin allein.
Und bei euch Gorgonen
läßt sich wahrlich wohnen,
wenn ihr Wache haltet, schlaf' ich ein.

Gierig zum Verhöre,
gute Voyeure,
alles wissen sie, was schon geschah
Nie zu solchem Nahsein
ward mir je das Dasein,
nie war ich mir nah wie diese da

Dort mit strenger Stirne
schaltet eine Dirne
und sie bietet auf Verlangen Qual.
Das ist eine Roheit,
nackt von aller Hoheit
hängt am Fensterkreuz ein General.

Ach und jene Freche
reizt die Männerschwäche,
wiegt sich in den Hüften her und hin
Deutlich hör' ich sagen
aus versunkenen Tagen:
Sehn S' so heiter ist das Leb'n in Wien.

Nun marschirt ein Dutzend
sich die Nase putzend
mit vollendetstem Gesellschaftstakt.
Alle Kunst ist Kleister,
sie nur sind die Meister
und ich bin im Innersten gepackt.

Dort ein Mandarin

schneidet eine Miene,
ruft mir das verlorne Wort ins Ohr.
Eines Satzes Wendung
wächst mir zur Vollendung,
wenn ich sie bis morgen nicht verlor.

Wie im Kindheitszittern
riechts wie nach Gewittern,
angefühlt von jenem Element,
wie die kleinen Knaben
leicht ein Fieber haben,
glückts mir, daß es in den Adern brennt.

Wie die Finger tasten,
fühl' vielleicht ich Lasten
und sie sind zugleich so weich und leicht.
Schwebend in der Bindung,
hab' ich die Empfindung
eines Vorlebendigen erreicht.

Hier ists nicht geheuer,
voller Abenteuer
ist im Raum hier das geringste Ding.
Dorten auf der Lauer
wartet ein Zentaur,
wenn zur Urzeit ich vorüberging.

Wie sie mich verwalten
diese Wahngestalten,
wie sie mich umgeben links und rechts.
Ach in welcher Landschaft
schloß ich die Bekanntschaft
dieses nie versagenden Geschlechts!

Die Verlassenen

Berückend gar, aus deinem Zauberkreise
gezogen sein!
Nun zieht nach unerhörter Weise
die Lust auf ihre letzte Reise
allein.

Und nie ersattend findet sie die Nahrung,
vertraut
dem Urbild einer Menschenpaarung
und einer Flamme Offenbarung,
die sie geschaut.

Wie mag es sein, aus meinem Feuerkreise
geflohen sein!
Nun zieht nach ungewohnter Weise

die Seele auf die lange Reise
allein.

Vorlesungen

Großer Konzerthausaal, 14. April, 2 Uhr: *Freivorlesung für Mittel — und Hochschüler*. »König Lear«, Tragödie in fünf Aufzügen von *Shakespeare*, nach Wolf Graf v. Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe) und anderen Übersetzern vom Vorleser bearbeitet.
Ouvertüre: Bach, Präludium c—moll; zwischen dem 2. und dem 3. Akt: Max Reger, Pastorale F; Zeltmusik im 4. Akt: Marie Hofer.
Ein kleiner Teil der Karten war zur Deckung der Saalkosten verkauft worden.

*

Kleiner Konzerthausaal, 21. April, 3 Uhr:
I. Szenen aus *König Heinrich VI.* von *Shakespeare*. Übersetzt von A. W. von Schlegel: 1. Teil, II 4 (Die Grafen von Somerset, Suffolk und Warwick, Richard Plantagenet, Vernon und ein anderer Rechtsgelehrter.) / 2. Teil, III 2 (Zwei Mörder, Suffolk, König Heinrich, Königin Margaretha, Kardinal Beaufort [Bischof von Winchester], Somerset, Warwick, Salisbury, Volk.) / IV 8 (Cade, Buckingham, der alte Clifford, Volk) / 3. Teil, I 4 (York, Margaretha, Clifford, Northumberland.) / II 5 (König Heinrich, Ein Sohn der seinen Vater umgebracht hat, Ein Vater der seinen Sohn umgebracht hat.)
II. *Hannele Matterns Himmelfahrt*, Traumdichtung in zwei Teilen von Gerhart *Hauptmann*. (Begleitende Musik: Dr. Karl Meyer.)
Der volle Ertrag war einem kranken Mittelschüler zugedacht und wurde dann zum Teil für dessen Begräbnis verwendet. — Der andere Teil fiel der Gründung »Haus des Kindes« zu.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 5. Oktober, ½ 3 Uhr:
I. Aus: *Die letzten Tage der Menschheit*: V 56 (Schluß), »Der sterbende Soldat«, IV 53, V 31, 7, II 11, IV 19, V 39, 40, 51, 27, »Der Zeuge« aus »Die letzte Nacht«.
II. *Die Schlußszene des V. Aktes*.
Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten.

Programmtext:

Ein Teil des Ertrages der Vorlesungen vorn 9., 16. März und 1. April 1919 war dem Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten gewidmet. Auf zweien der drei Programme war die folgende Zuschrift abgedruckt:

Ex.—Z. 1976.

Wien, am 21. Februar 1919.

Sehr geehrter Herr!

Wir kennen Ihre Abneigung gegen Anbietung jeder Art, können aber nicht umhin, Ihnen, dem mahnenden Gewissen von Wien, ei-

nem der wenigen Deutschen, welche sich in der Zeit des Wahnsinnes als aufrechte Männer erwiesen haben, unsere aufrichtigste Verehrung auszusprechen.

Wir bitten Sie, sich unserer Sache, der Sache der Invaliden Deutsch—Österreichs, anzunehmen und einen Vortrag zu Gunsten der Invalidenfürsorge zu veranstalten.

Wir verfolgen bei unserem Ansuchen einen doppelten Zweck:

Wir wollen durch Ihre Hilfe einen kleinen Beitrag zur Linderung der ungeheuren Not erhalten, die wir täglich in unseren Amtsräumen vor Augen haben, und dann, was uns viel wichtiger ist, wollen wir durch Ihren Mund die Öffentlichkeit wachrufen und an ihre Pflicht gegen die Invaliden, möge sie ihr auch noch so unangenehm sein, erinnern.

Wir bitten Sie, uns diesen großen Dienst zu leisten, und zeichnen mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung

Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten.

Dazu die Worte:

Dieser Appell, vom Vorleser an das Publikum weitergegeben, wird seine volle Wirkung erst erreicht haben, wenn er nicht nur monarchistische Ruhestörer kleinlaut macht, sondern alle andern bewegt, zu einem Zweck beizusteuern, dessen Bedürftigkeit jeden Überlebenden dieses Kriegs mit ewiger Scham erfüllen muß.

Das Ergebnis des Anrufs von 3400 Karteninhabern waren 50 Kronen und die folgende Erklärung auf dem Umschlag des Heftes der Fackel vom Ende Juli 1919:

Auf viele Anfragen: Vorlesungen Karl Kraus werden erst wieder stattfinden, wenn das Publikum des kleinen, mittleren und großen Konzerthausaales, vom 9. März, 16. März und 1. April 1919, dem Appell des Vorlesers für den »Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten (I. Landskronngasse 1, Postsparkassenkonto Nr. 81.658) in einem das Ergebnis von 50 Kronen erheblich übersteigenden Maße entsprochen haben wird.

Der Zentralverband schrieb am 26. August:

Die in der Fackel Nr. 514 — 518 vom August 1919 auf der letzten Seite gedruckte Notiz »Auf viele Anfragen« haben wir mit größtem Vergnügen gelesen und danken bestens für die freundliche Unterstützung unserer Intentionen. Wir werden gewiß bestrebt sein, Ihrem Appell, den Sie an Ihre Leser richten, in jedem Maße gerecht zu werden, so daß wir die einlaufenden Spenden nur den bedürftigsten Kriegsinvaliden, Kriegerwitwen und —Waisen zuwenden werden.

Wir danken herzlichst für alle Ihre Bemühungen und verbleiben etc.

Am, 5. September:

Wir beehren uns Ihnen mitzuteilen, daß als Ergebnis Ihrer dankenswerten Propaganda bis heute K 334 — bei uns eingezahlt wurden. Wir wissen ja, daß Sie der einzige Schriftsteller Wiens waren, der während des ganzen Krieges allein den Mut aufbrach-

te, gegen den Krieg zu schreiben. Es ist also jetzt nur sehr natürlich, daß die Kriegsgewinner und alle jene Leute, die aus unserem Volke Blut gemünzt haben, für eine Aktion, an deren Spitze der bei ihnen verhaßte Name Karl Kraus steht, nicht zu haben sind. Wir sehen es ja an dem Einlaufe der Spenden, K 10 —, K 15 —, wenn es hoch geht, K 20 —, daß es wieder nur arme Teufel sind, die den noch Ärmeren helfen wollen, nach ihren besten Kräften.

Bis zum 3. Oktober waren 479 Kronen eingelaufen ¹. Die Mitteilungen des Zentralverbandes der Kriegsbeschädigten führten zu dem Entschluß, die Vorlesungen zwar nach sechsmonatiger Pause wieder aufzunehmen, aber durch Erhöhung der ersten Preiskategorien auch die bemittelten Kreise an der Unterstützung der Invaliden teilnehmen zu lassen.

Die Sistierung war noch durch einen andern Umstand begründet. Bei der letzten Vorlesung, in »Hanneles Himmelfahrt«, hatte in dem Augenblick als der Fremde sich in Christus verwandelt, eine Dame den Saal verlassen, um alsbald mit ihrer Garderobe wiederzukehren. Die Untersuchung ergab die Tatsache, daß die Saaldiener gegen das durch den Krieg erzogene Publikum wehrlos sind. Der Vorleser ist es nicht. Am vorzeitigen Verlassen des Saales kann er niemand hindern, wohl aber an der Wiederkehr. Er wird, wenn am Beginn ein Schutz der Hörer gegen die Störer dank den Verkehrsverhältnissen nicht möglich ist, doch den Verlauf und das Ende der Vorlesung zu sichern wissen.

Bei dieser Gelegenheit sei wie so oft die Bitte ausgesprochen, daß auch die Heiterkeit der tragischen Beziehung eingedenk bleiben möge, der das Gehörte trotz Stoffen, Namen und Dialekten doch entstammt.

*

Ebenda, 19. Oktober, ½ 3 Uhr:

I. Aus: *Die letzten Tage der Menschheit*: V 56 (Schluß), I 10 und 11, III 16, V 37, 38, 35, »Der sterbende Soldat«, V 5, IV 16, II 11, V 27 (mit Vorbemerkung), »Der Zeuge« aus »Die letzte Nacht«.

II. *Die Schlußszene des V. Aktes* (gekürzt).

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten.

*

Ebenda, 2. November, 6 Uhr:

I. Aus: *Die letzten Tage der Menschheit*: V 36, IV 6, 16, 33, 32, V 20, 45 / Die Ballade vom Papagei.

II. Aus: *Die letzten Tage der Menschheit*: V 5, 31, 42, 19.

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten.

*

Kleiner Konzerthausaal, 16. November, ½ 3 Uhr:

Ouvertüre: Bach, Präludium g—moll.

I. Szenen aus *König Heinrich VI.* von *Shakespeare*. Übersetzt von A. W. von Schlegel (wie 21. April.)

II. *Das Notwendige und das Überflüssige* von *Johann Nestroy*. (Nach den »Beiden Nachtwandlern« vom Vorleser bearbeitet. Musik nach dessen Angabe.) Einlage: Das Lied des Federl aus »Papierre des Teufels«.

Begleitende Musik: Dr. Viktor Junk.

¹ Bis Mitte Oktober 891 Kronen. KK

Der volle Ertrag (zu erhöhten Preisen: 2356.15 K) für die Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 30. November, ½ 3 Uhr:

I. Aus: *Die letzten Tage der Menschheit*: V 56 (Schluß), 38, III 14, IV 32, III 1 (Schluß), IV 33, V 20, 45 / Die Ballade vom Papagei.

II. Der Bauer, der Hund und der Soldat / Aus: *Die letzten Tage der Menschheit*: V 19, 31, III 17, 18, V 42 / *Gebet*.

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten.

*

Kleiner Konzerthausaal, 8. Dezember, ½ 3 Uhr:

I. *Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind*, I, 11 bis 20: Rappelkopf, ein reicher Gutsbesitzer; Sophie, seine Frau; Lieschen, Kammermädchen; Habakuk, Bedienter; Christian Glühwurm, ein Kohlenbrenner; Marthe, sein Weib; Salehen, Hänschen, Christoph, Andres, ihre Kinder; Christians Großmutter; Franzel, Salchens Bräutigam (Musik von Wenzel Müller) / *Shakespeare*: Lied des Frühlings und des Winters (aus »Liebes Leid und Lust«, übersetzt von Baudissin, Melodie nach Angabe des Vortragenden) / *Karl Kraus*: Als Bobby starb; Die beiden Züge (Zum ewigen Gedächtnis); Anrede über die Presse (mit Zitat aus Kierkegaard ¹); Die Ballade vom Papagei (Melodie vom Verfasser); Die letzten Tage der Menschheit, V 45; Mir san ja eh die reinen Lamperln (Melodie nach Angabe des Vortragenden).

II. *Nestroy*: Der böse Geist Lumpazivagabundus oder: Das liederliche Kleeblatt, III aus 7, 8: Pepi Hobelmann und Knieriem (Musik von Adolph Müller sen.); Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim oder: Der Weltuntergangstag, I aus 9: Entree des Knieriem (Melodie nach Angabe des Vortragenden) / *Frank Wedekind*: Brigitte B.; Die Hunde; Das Lied vom armen Kind (Originalmelodien) / *Nestroy*: Die verhängnisvolle Faschingsnacht, I aus 6 bis 10: Lorenz, Jakob, Holzhacker; Frau Everl, Kräutlerin; Frau von Schimmerglanz; Ein Bedienter (Melodie nach Angabe des Vortragenden); Das Lied von der Chimäre (als Monolog des Faden in den »Beiden Nachtwandlern«, Melodie vom Vortragenden) / *Karl Kraus*: Jugend / *Raimund*: Der Verschwender, III 10: Monolog und Lied des Valentin (Musik von Konradin Kreutzer).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag (zu beträchtlich erhöhten Preisen — 50, 40, 30, 25, 15, 10 und 6 Kronen —): 7077.60 K für das Britische Hilfswerk für Wiener Kinder, [I. Wildpretmarkt 10, Postsparkassenkonto Nr. 1047] (Die Verkaufsstellen hatten auf die Provision, die Druckerei auf die Kosten des Plakats für die Verkaufsstellen verzichtet.)

*

Mittlerer Konzerthausaal, 14. Dezember, ½ 3 Uhr:

Die letzten Tage der Menschheit:

I. I 10, 11, V 27 (mit »Randbemerkung ²«), II aus 1 (Drei Schieber, drei Grenadiere, drei Gemeindeorgane, Berliner Schieber und Wiener Dienstmann etc.), I 5, IV 3, II 5, 6, 7 (mit Musik-

1 S. 7 KK

2 S. 1 KK Seite 3 dieser Ausgabe

begleitung), III 15, aus 1 (Wagenknecht, Sedlatschek und Hans Müller), I 7 Anrede über die Presse (mit Zitat aus Kierkegaard ¹).

II. III 2, 9, V 31, III 22, V 41, 5, 54, 53.

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten.

*

Ebenda, 28. Dezember, ½ 3 Uhr:

I. *Raimund: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär* II 4 bis (teilweise) 8: Fortunatus Wurzel, Musensohn, Aferling, Schmeichelfeld, Habakuk, Lorenz, Die Jugend, Das Alter (Musik von Josef Drechsler ²); Aschenlied (III aus 8, Josef Drechsler); Lied des Valentin (aus dem »Verschwender« III 10, Konradin Kreutzer) / *Worte in Versen*: Jugend; Unter dem Wasserfall.

II. Gerhart Hauptmann: *Hannele Matterns Himmelfahrt*. Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag für den Arbeiterverein »Kinderfreunde«, das »Haus des Kindes« und den Verein »Kriegspatenschaft«.

*

Ebenda, 1. Januar 1920, ½ 3 Uhr:

I. Geza von Lakkati de Nemesfalva et Kutjafelegfaluszeg ³) / »*Die letzten Tage der Menschheit*«: IV 15, 19, II aus 7, 9 (Musikbegleitung), V 51.

II. *Die Schlußszene des V. Aktes*.

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien für einen Notleidenden.

*

Ebenda, 11. Januar, ½ 3 Uhr: I. Lammasch und die Christen ⁴. Gerhart Hauptmann, »*Die Weber*« I. und II. Akt.

II. »*Die Weber*«, IV. Akt.

Gebet an die Sonne von Gibeon.

Die Hälfte des Ertrags für die Kinderausspeisung.

Programmtext:

Die erste vollständige Vorlesung der »Weber« hat am 23. August 1893 nachmittags in Ischl stattgefunden; ihr folgte eine am 3. Oktober in München (im großen Saal des Museums); hierauf eine vom Allgemeinen Österreichischen Frauenverein, Dezember 1893, veranstaltete in Wien (im Saale des Gemeindehauses IX), des II. Aktes; eine ebensolche am 11. Dezember 1894, an einem Abend der Wiener Musik— und Theater—Gesellschaft, an dem auch M. G. Conrad und Josef Lewinsky mitgewirkt haben.

Von Pressestimmen zu diesen Vorlesungen sind nur zwei aufbewahrt.

Münchener Allgemeine Zeitung, 4. Oktober 1893, Abendblatt:

μ München, 4. Oct. Der *Akademisch—dramatische Verein* veranstaltet literarische Vortragsabende, an welchen moderne Dramen, die hier noch nicht aufgeführt wurden, zur Vorlesung gelangen. Gestern trug Hr. Karl Kraus, Schriftsteller aus Wien, Gerhart Hauptmanns »*Weber*« vor — dieses bedeutendste Drama des jungen hochbegabten Autors, das von den beiden Gewalten, die nach Schiller die Welt zusammenhalten, dem Hunger und der Liebe, die

1 S. 7 KK

2 Nicht Wenzel Müller, wie im Programm irrtümlich angegeben war. KK

3 S. 161 KK; Seite 106 dieser Ausgabe

4 S.153 KK; Seite 102 dieser Ausgabe

erstere zum einzigen Motiv gewählt hat, und zum Helden gab er ihm einen ganzen Stand: die armen schlesischen Weber der vierziger Jahre. Noch gegenwärtig wird in Berlin um die Aufführung des Stückes gekämpft, denn wenn es auch alle Welt längst durch die Lectüre kennt, es ist nichts weniger als ein Lesedrama und schreit förmlich nach der Verkörperung auf der Bühne. Daß es aber auch vorgetragen von großer Wirkung ist, bewies der gestrige Abend. Hr. Kraus ist eine blutjunge bartlose Erscheinung, der man, wenn sie in einem Piccolo—Jaquet das Podium betritt, kaum viel zuzutrauen geneigt ist. Anfangs war er den Meisten auch schwer verständlich, nicht weil er das Original im schlesischen Dialekt las, sondern der ziemlich undeutlich hervorgesprudelten hochdeutschen Stellen wegen. Er wuchs aber mit seiner Aufgabe von Act zu Act, und man fühlte, er ließ sich durch sie begeistert mit fortreißen und beherrschte sie doch wieder zugleich mit ungewöhnlicher Gewandtheit. Hr. Kraus besitzt eine ganz bedeutende schauspielerische Begabung. Gesicht und Bewegungen werden im Laufe der Rede immer ausdrucksvoller, und diese selbst weiß die zahlreichen Personen des Stückes außerordentlich prägnant zu charakterisiren. Der Vortrag, der im Museum stattfand, war leider nur von einem sehr kleinen Publicum besucht, dieses zollte jedoch, von der Kraft der Dichtung hingerissen, dem jungen Recitator nach jeder Pause freundliche Anerkennung, wenn auch der von 8 bis 11 Uhr dauernde Vortrag des *einen* Hungerthemas zuletzt die erschöpften Zuhörer in einen Zustand versetzte, der dem der schlesischen Weber nicht so unähnlich gewesen sein mag.

Neue Freie Presse 15. Dezember 1893: Das jüngst erschienene Heft einer deutschen Revue enthält einen Münchener Kunstbrief des Dr. M. G. *Conrad*, der die »Weber«—Rezitation des jungen Wiener Literaten Karl *Kraus* überaus anerkennend hervorhebt, es heißt dort unter anderm: »Eine rühmliche That haben wir wiederum dem unermüdlich strebsamen »*Akademisch—dramatischen Verein*« zu verdanken: die Vorlesung des Hauptmannschen Meisterwerkes »Die Weber«. Der Vorleser [unser wertgeschätzter Mitarbeiter] *Karl Kraus* aus Wien, bewältigte die schwierige Aufgabe mit ungemeinem Talente. Einzelnes brachte er mit der Kunst seines Vortrages und erstaunlicher Beherrschung seiner charakterisierungskräftigen Stimmittel unübertrefflich zur Geltung, so namentlich den ganzen zweiten und vierten Akt. [Es war ein kleines, ausgewähltes Publikum im Museums—Saale, das dem Vortrage lauschte. Karl Kraus erntete den wohlverdienten Beifall. Sein Name wird forthin neben den besten Rezitatoren als der eines der kühnsten Bahnbrecher auf dem Gebiete dramatischen Vortrages mit Auszeichnung genannt werden.]« Vergangenen Mittwoch las Herr *Kraus* im Wiener Allgemeinen österreichischen Frauenverein, einer Einladung desselben folgend, den zweiten Akt der oben erwähnten Dichtung Hauptmanns nebst einer erläuternden Einleitung und erntete auch hier wohlverdienten Beifall.

Das Zitat war der *Conrad'schen* Monatsschrift »Die Gesellschaft« (Leipzig, Novemberheft 1893, »Aus dem Münchener Kunstleben«) entnommen. Nicht vollständig. Die eingeklammerten Sätze hatte die *Neue Freie Presse*

weggelassen. Namentlich die im Schlußsatz enthaltene Prophezeiung wollte die Neue Freie Presse nicht auf sich nehmen. Sie hielt sie für unerfüllbar und sie hat recht behalten. Der Name des Vortragenden ist forthin neben den besten Rezipienten als der eines der kühnsten Bahnbrecher auf dem Gebiete dramatischen Vortrages nicht genannt worden.

Briefe Frank Wedekinds

Von Frank Wedekind sind in der Fackel als Erstdrucke erschienen: Die Gedichte »Abschied«, »Trost«, »Das Lied vom armen Kind«, »Konfession«, »Das Opfer«, »Revolution«, »Ave Melitta«, »Die Wetterfahne«, »Die sechzig Zeilen und die sieben Worte«, »Der Dampfhammer«; das Drama »Totentanz«; zwei Zuschriften. (Als Nachdrucke das bis dahin wenig bekannte Gedicht »Der Zoologe von Berlin« und der in einer unbekannt gestorbenen Zeitschrift veröffentlichte Aufsatz »Schriftsteller Ibsen und Baumeister Solneß«.)

Die Beziehung zu Frank Wedekind reicht bis in das Jahr 1892, wo er für eine damals geplante Satiren—Anthologie das Manuskript »Die Hunde« sandte. Begegnungen erfolgten in Wien, wo er 1898, in einem Ibsen—Ensemble, unter dem Namen seiner Mutter »Kammerer« auftrat, in München, Nürnberg, Berlin und Zürich. Aus den Jahren 1907 bis 1917, in denen ich ihn vielleicht einmal in Wien und zweimal in München (1910, nach einer Vorlesung, der er beigewohnt hatte, und 1914) gesehen habe, dürften nur wenige Korrespondenzen, die bis jetzt nicht gefunden wurden, vorhanden sein. In einem der Kriegsjahre sandte er der Fackel das Manuskript seines Dialogs »Überfürchtenichts«, das er wieder zurückzog, noch ehe ich ihm mitteilen konnte, daß kein fremder Beitrag mehr in der Fackel erscheine.

Die hier mit Genehmigung der Witwe Wedekinds veröffentlichten Briefe und Karten ¹ — von den vielen Telegrammen ist hier keines gedruckt — sind einer vorläufig aufgefundenen Sammlung von 62 Schriftstücken entnommen, die alle aus den Jahren 1903 bis 1907 stammen. Nur der letzte Brief, kurz vor Wedekinds Tod, ist zehn Jahre später geschrieben.

[Ohne Kuvert, vermutlich aus München]

Sehr geehrter Herr Kraus,
beiliegend sende ich Ihnen zwei Gedichte ², die Ihnen vielleicht zu kokett erscheinen, wenigstens zur Veröffentlichung. Aber ich habe nichts anderes und werde es Ihnen auch beileibe nicht übel nehmen, wenn sie Ihnen für die »Fackel« nicht zusagen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mir Ihre Besprechung der »Büchse d. P. ³« eine große Freude war, für die ich Sie bitte den Ausdruck meines aufrichtigsten Dankes entgegenzunehmen. Augenblicklich laboriere ich an einer Arbeit, die laut Kontrakt bis 1. Dezember fertig werden soll und die es mir daher nicht erlaubt, große Seitensprünge zu machen, sonst wäre ich wohl imstande gewesen, Ihnen etwas besseres zu schicken. Ich hoffe aber, daß Sie an meinem guten Willen nicht zweifeln werden.

1 Interpunktion und Orthographie mancher Namen sind die der Handschrift. KK

2 »Abschied« und »Trost«. KK

3 Nicht zu verwechseln mit dem später vor der Aufführung gesprochenen Aufsatz. KK

Mit den herzlichsten Grüßen
29. Sept. 03.

Ihr Frank Wedekind.

[Aus München]

Sehr geehrter Herr Kraus!

Besten Dank für Ihre lebenswürdigen Zeilen. Ich ersuche Sie, den geehrten Damen des Frauenclubs ¹ meinen Dank für das für mich so ehrenvolle Vorhaben auszusprechen, mit dem ich mich einverstanden erkläre. Momentan liege ich gerade in den letzten Zügen einer größeren Arbeit, mit der ich in den nächsten acht Tagen fertig zu werden hoffe. Sobald ich wieder kleinere Sachen produziert, werde ich sie Ihnen zukommen lassen.

Mit herzlichen Grüßen

24. 11. 04.

Ihr Frank Wedekind.

[Ohne Kuvert, undatiert. Vermutlich aus Nürnberg, 1904]

Sehr geehrter Herr Kraus!

Beiliegend die Verse ², von denen ich sehr zweifle, ob sie brauchbar sind. Ich habe damals Fr. P. nur noch ein einziges Mal gesehen und zweifle sehr ob sie in Nürnberg gewesen ist. Morgen abend ist hier Premiere von Hirschfeld ³ »Nebeneinander«. Sonst gibt es nichts neues.

Mit besten Grüßen in Eile

Ihr Fr. Wedekind.

[Aus München]

Sehr geehrter Herr Kraus,
ich danke Ihnen bestens für Ihre lebenswürdigen Zeilen, und für die Vorlesung der BÜCHSE ⁴. Erlauben Sie mir, Ihnen das Exemplar der Bühnenausgabe zu dedizieren. Gedichte habe ich leider noch keine gemacht. Daß Sie »Hans und Gretel ⁵« nicht würden drucken können, ahnte ich ja. Ich werde gelegentlich versuchen, den

1 Die Beziehung ist unverständlich. KK

2 Wohl »Hans und Gretel«, ein Dialog, der nicht erschienen ist. KK

3 Georg Hirschfeld. KK Deutscher Schriftsteller des Naturalismus

4 Zweifelhaft, ob es sich etwa um eine privat abgehaltene Vorlesung oder um einen geplanten öffentlichen Vortrag gehandelt hat. Meines Erinnerns habe ich das Werk nur den Schauspielern der Aufführung Ende April oder Anfang Mai 1905 vorgelesen. KK

5 Die Keimzelle des »Totentanz«. Der Dialog begann — ich zitiere aus dem Gedächtnis — mit den Worten:

Hans:

Wiesengang und Brückensteg können sich wohl leiden.
Drum tu das Wiesengatter weg und laß den Rappen weiden.

Gretel:

Was an Wonnen je ersonnen,
Wurde schon mit mir begonnen.

Hans:

Ergibst du dich dem gleichen Spiele
So viele hundert, tausend Mal,
Wird in der Gleichheit der Gefühle
Dir schließlich nicht die Lust zur Qual ?

Gretel:

Blaue Flecke schaden nicht,
Prügel machen munter.
Hau'n Sie meinem Schafsgesicht
Gleich ein paar herunter!

Dialog in eine hochmoralische Pastete hineinzubacken. Vielleicht wird er dann zollfrei.

Was Hidalla betrifft, so weiß ich nicht genau, ob der Verleger das Buch jetzt oder erst im Herbst erscheinen lassen will. Im letzteren Falle würde ich mich freuen Ihnen einzelne Proben daraus überlassen zu dürfen.

Mit besten Grüßen

27. V. 04.

Ihr Frank Wedekind.

[Ohne Datum, vermutlich 1904, in fremder Handschrift]

Lieber Herr Kraus!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre liebenswürdige Teilnahme. Meinem Empfinden nach geht es mir soweit ganz gut, aber der Arzt macht trotzdem noch ein ernstes Gesicht. Offenbar läßt sich noch nichts bestimmtes sagen.

Mit freundlichsten Grüßen Ihr

Frank Wedekind.

[München, 3. 10. 04.]

Sehr geehrter Herr Kraus,
ich habe leider kein Klavier mehr in meiner Wohnung und fand daher erst eben Gelegenheit die Noten ¹ aufzuschreiben. Hoffentlich kommen sie nicht zu spät.

Mit besten Grüßen

Ihr Fr. Wedekind.

[Aus München]

Sehr geehrter Herr Kraus!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die Übersendung des Honorars M. 100, dessen Empfang ich Ihnen hiermit bestätige. Inliegend die Korrektur. Die letzte Zeile des Gedichtes ² würde ich gesperrt drucken lassen, da durch diese Moral dem Gedicht der Charakter des Bissigen etwas genommen wird.

Die vier Tage, die ich in Berlin verbrachte, waren sehr amüsant. Ich hoffe darin ein günstiges Omen für den kommenden Winter erblicken zu können. Mit Gertrud Eysoldt, die, wie mir scheint, eine wirkliche Freundin von Frl. K. P. ist, sprach ich auch viel über Sie.

Mit bestem Gruß auf baldiges Wiedersehn

Ihr

Fr. Wedekind.

11. X. 04 .

[Aus München]

Sehr geehrter Herr Kraus!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank erstens für Übersendung des Honorars, zweitens für Ihre liebenswürdige Einladung nach Wien, drittens für Ihre freundlichen Zeilen.

Es wäre noch eher möglich gewesen, diesen Entwurf zum späteren Gespräch 'Lisiska — König' der Zensur als dem Unverständnis des Lesers auszusetzen. KK

1 Zum «Lied vom armen Kind». KK

2 »Das Lied vom armen Kind«. KK

Ihren Artikel über die Ballerinen ¹ finde ich vom ersten bis zum letzten Wort entzückend, noch entzückender, wenn ich ihn nicht als Satire sondern vollkommen ernst nehme. Warum soll die Prostitution nicht dadurch geadelt werden, daß sie Steuern bezahlt wie jeder andere bürgerliche Beruf. Auf diese Seite der Maßregel haben Sie mit allem Nachdruck hingewiesen und das ist das Herrliche daran. Darauf läßt sich weiterbauen. Die Sparbüchse ² finde ich ausgezeichnet.

Die Karte aus Kairo ³ ist von ... wie Sie aus beigelegter Schriftprobe ersehen. Aber ... ist schwer nervenleidend und offenbar sehr verbittert. Da er die Fackel gelesen hat, muß er wissen, daß mein Gedicht mit dem von Kneb Lori nichts gemein hat als die ersten zwei Zeilen: »Es war einmal ein armes Kind, das war auf beiden Augen blind.« Das weiß hier in München jedermann, ebenso daß ich das Gedicht nur der hübschen Melodie wegen gemacht habe, deren Autorschaft ich nie für mich in Anspruch genommen habe, die sich aber mit dem Sulzbergerschen Text unmöglich vortragen läßt. Nun ist aber ... Sulzbergers (Kneb Loris) bester Freund, ein steinreicher Mann und in seinem Beruf Chemiker. Aber nicht etwa Literat oder Komponist, den ich durch Absingen der Melodie in seinen Berufseinnahmen schädigte. Mit ... habe ich nie den geringsten Streit gehabt, im Gegenteil hat er sich mir sehr oft als der anhänglichste Freund gezeigt. Aber seine Verbitterung über Enttäuschungen hat ihm offenbar stark zugesetzt. Ich würde Sie daher aufrichtig bitten, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

In einigen Tagen hoffe ich Ihnen zwei Gedichte schicken zu können.

Mit herzlichen Grüßen

29. XI. 04.

Ihr Frank Wedekind.

Eben lese ich ... 's Brief noch einmal durch. Er ist so herzlich gehalten daß ich Sie ersuche, ihn mir gelegentlich wieder zurückzuschicken und meine Bitte wiederhole, keine Folgerungen aus der Sache zu ziehen.

[Aus München]

Sehr geehrter Herr Kraus!

Indem ich Ihnen für den Fall Hervay den ich mit großem Genuß auf der Fahrt nach Straßburg gelesen habe, meinen ergebensten Dank sage, übersende ich inliegend ein Gedicht ⁴. In Straßburg hatte ich Gelegenheit, die Verse Gertrud Eysoldt vorzusprechen, und fragte sie als ich zu Ende war, gewissermaßen nur des Experimentes wegen, ob sie mir erlauben würde, ihr die Zeilen zu widmen. Sie sagte ohne Besinnen Ja und begriff nicht daß ich darin

1 Der Aufsatz »Ballettsteuer« in Heft 169

2 »Sparbüchse der Pandora« ein Wortspiel in jenem Aufsatz. KK

3 Nach Erscheinen des »Liedes vom armen Kind« war an den Herausgeber der Fackel eine Karte aus Kairo gelangt, in der sich »Einer aus München« bemüßigt fühlte, zu behaupten, daß nicht nur die Komposition, sondern auch der Text »von Knepp Lori = Dr. Nathan Sulzberger« stamme, eine Enthüllung, deren Beweiskraft eben noch für eine anonyme Karte ausgereicht hat. Der Absender hätte demnach die Enthüllung seines Namens verdient; doch könnte der Vergleich der Schriften auch eine Täuschung ergeben haben. KK

4 »Konfession«.

das Zeichen großer Kühnheit erblickte. Ich sagte ihr auch daß das Gedicht voraussichtlich in Ihrer Fackel erscheinen würde und daß ich die Widmung in der Form anbringen würde, wie es in dem Manuskript geschehn ist. Dann sagte ich ihr noch daß ich Sie, lieber Herr Kraus, in dem Begleitbrief bitten würde, sich durch eine Anfrage bei Gertrud Eysoldt vergewissern zu wollen, daß sich die Dinge in der Tat so verhalten, wie ich sie Ihnen hier vortrage. — Wenn Ihnen nun, Herr Kraus, das Gedicht aus ästhetischen oder kriminellen Gründen unmöglich erscheint, dann werfen Sie es bitte in den Papierkorb.

Sollte das nicht der Fall sein und sollten Sie aber in der Widmung annähernd etwas erblicken, was wie Beleidigung oder grober Unfug aussehen könnte, dann würde ich Sie bitten die Widmung wegzustreichen.

Sollte aber weder das eine noch das andere der Fall sein, dann würde ich Sie ersuchen, sich mit der erwähnten Anfrage an Gertrud Eysoldt wenden zu wollen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Frank Wedekind.

24. XII. 04.

[Eilbrief aus München 26. (?) XII. 1904.]

Lieber Herr Kraus,

inliegend die beiden Änderungen ¹, durch die das Gedicht meiner Ansicht nach nicht leidet. Auf die ganze Strophe. »Oder sollte Schamgefühl .. « würde ich nicht gerne verzichten.

Was die Widmung betrifft, so hatte ich natürlich ähnliche Bedenken, und werde Ihnen wahrscheinlich zu großem Dank verpflichtet sein, wenn Sie sie weglassen. Der einzige Umstand, daß es sich um eine Dame handelt, macht die Sache eben schon so gut wie unmöglich. Eine andere Widmung anzubringen, halte ich aber dann nicht für tunlich. »Lulu« könnte als eine ganz überflüssige Reklame gedeutet werden.

In größter Eile mit den herzlichsten Grüßen und den aufrichtigsten Wünschen für das kommende Jahr und alle Zukunft

Ihr Frank Wedekind.

[Beilage]

Wer war für ein Freudenfest geboren,
So wie ich dafür geboren war.

Oder sollte Schamgefühl mich hindern,
Wenn sich erste Jugendlust verliert,
Jeden noch so seltnen Schmerz zu lindern,
Den verwegne Phantasie gebiert ².

1 Für »Konfession«. KK in Heft 172 »Confession«

2 Das Manuskript ist nicht auffindbar. Hierin war meines Erinnerns die Fassung »das Freudenhaus«; die Abschwächung, der eine telegraphische Korrektur »den Liebesmarkt« gefolgt sein muß, ist dann im Druck durch »den Freudenmarkt« ersetzt. Im folgenden dürfte es sich um eine Änderung für »Jugendkraft« gehandelt haben. Erst nach dem Druck teilte mir W. mit, daß der Anfang des Gedichts:

Sehr geehrter Herr Kraus,
ich wage noch kaum, Ihnen zu sagen wie ungemein ich mich über
den Druck des Gedichtes gefreut habe, in der Befürchtung es
möchte noch irgend etwas in die Quere kommen.
Herzlichen Dank für die Honorarsendung und für die schöne Kar-
te, deren Unterzeichnern ich Sie bitte, mich ergebenst empfehlen
zu wollen.
Mit besten Grüßen

Ihr

Frank Wedekind.

München, 4. 1. 05.

[Aus München]

Lieber Herr Kraus!

Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen herzlichen Dank für das schö-
ne Geschenk, das Sie mir mit dem Bilde von Annie Kalmar ma-
chen. Ich vermisse nur Ihre Widmung am Fuß des Bildes, die Sie
jedenfalls nicht verweigern werden sobald Sie wieder in München
sind.

Morgen fahre ich zur Gerichtsverhandlung wegen B. d. P. nach
Berlin. In Ihrem letzten Telegramm waren Sie so liebenswürdig
mich über G. L. ¹ zu fragen. Nun muß man Ihnen darüber in Wien
ja eigentlich besser Auskunft geben können, denn ich habe die
Dame schließlich nur sehr selten auf der Bühne gesehen und das
sind jetzt schon vier oder fünf Jahre her. In dieser Zeit kann man
ja allerhand lernen.

Übrigens habe ich in Stuttgart neulich die Bekanntschaft einer
entzückenden Wienerin gemacht, von der ich Ihnen bei unserem
nächsten Zusammentreffen allerhand zu erzählen haben werde.
Sie hat sich auch mit dem Problem Lulu beschäftigt, gesteht aber
selber der Rolle, auf der Bühne wenigstens, nicht gewachsen zu
sein.

Freudig schwör' ich es mit freier Stirne
Vor der Allmacht, die mich züchtigen kann.
Wie viel lieber wär' Ich eine Dirne
Als an Ruhm und Glück der reichste Mann!
ursprünglich — ungleich wertvoller — gelautet hatte:
Frei bezeugt' ich es mit jedem Schwure
Vor der Allmacht, die mich züchtigen kann.
Wie viel lieber wär' Ich eine Hure — —

Sonderbarerweise hatte der zensurgebrannte Dichter gefürchtet, daß diese Fassung nicht
druckbar wäre, und sie mich gar nicht erst kennen lassen. Doch selbst ein Zensor hätte die
stärkere Form auch als die reinere empfunden neben dem Behelf des peinlichen Moral-
worts »Dirne«, das eben nur in der Konvention des Fühlens und Sagens möglich ist, aber
nicht in der Kunst und nicht dort, wo ein Bekenntnisschrei nichts weniger verträgt als die
Umschreibung. Gern bezeugt' ich es dagegen mit freier Stirne, daß in diesem selben Heft
der Fackel ein Gedicht denselben Reim aufweist, und jenen, die den Unterschied nicht spü-
ren, sei bedeutet, daß hier das Wort »Dirne« ein Schulbeispiel für die Möglichkeit der An-
wendung ist, indem hier, wo nichts naiv ist, sondern der Nachgeschmack eines absurden
Lebens, gerade der konventionelle Mißton, den es trägt, fast zitathaft in den Zustand der
Halbschlafempfindung mitgenommen wird. KK

1 Eine der vielen für die Darstellung der Lulu in Aussicht Genommenen. KK

Ich freue mich sehr darauf, Sie bald wiederzusehen.
Nochmals tausend Dank.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

9. V. 5.

Fr. Wedekind.

[Aus München]

Lieber Herr Kraus!

Um keine Zeit zu verlieren, schicke ich Ihnen heute nur den Zoologen ¹. Würden Sie mir vielleicht per Karte auch die Adressen von Edhofer und Potof ² mitteilen. Ich sehe ein, daß ich keine Ausnahmen machen darf.

Herzliche Grüße

3 1. V. 5.

Ihr Frank Wedekind.

Lieber Herr Kraus,

hier ist der Brief ³ wieder. Die ursprüngliche Fassung war besser und frischer. Ich verstehe den Vorfall nicht; das erste Mal, daß mir ein Brief verloren geht! Und nun gerade dieser! Ich hab ihn mit einem andern zusammen selbst in den Kasten geworfen. Dessen bin ich vollkommen sicher. Was werden Sie über mein vollständiges Schweigen gedacht haben!

In Eile Ihr

Wedekind.

Lieber Herr Kraus! ⁴

Die Aufführung der »Büchse der Pandora« in Wien, die Sie mit Aufbietung so großer künstlerischer Arbeit und einer Energie ins Werk setzten, um die ich Sie stets beneiden werde, ist ganz ohne Zweifel einer der bedeutungsvollsten Zeitpunkte in der Entwicklung meiner literarischen Tätigkeit. Der uneingeschränkte Beifall, der der Vorstellung folgte, löste bei mir ein Empfinden der seelischen Erleichterung aus, für das ich wohl Zeit meines Lebens Ihr Schuldner bleiben werde.

Darf ich Sie nun aber auch bitten, unseren verehrten lieben Künstlerinnen und Künstlern, die in so selbstloser Weise ihre Zeit und ihr Können in den Dienst der Aufführung stellten und deren prachtvolle Gestaltungen in allererster Linie den Beifall hervorriefen, meinen aufrichtigen und herzlichen Dank aussprechen zu wollen. Ich bitte Sie — in der Reihenfolge des Verzeichnisses —, den Damen Tilly Newes, Adele Sandrock, Adele Nova, Iduschka Orloff, Dolores Stadion, Claire Sitty und Irma Karczewska sowie den Herren O. D. Potthof, Alexander Rottmann, Albert Heine, Tony Schwanau, Anton Edthofer, Gustav D'Olbert, Wilhelm Appelt, Egon Friedell, Ludwig Ströb, Arnold Korff ⁵ und nicht in letzter Li-

1 »Der Zoologe von Berlin«. KK erschien in Heft 182

2 Zwei der Mitwirkenden an der Aufführung der »Büchse der Pandora«, deren jedem offenbar ein besonderes Dankschreiben zugehört war. Die erste Aufführung hat im Trianon—Theater (Nestroy—Hof) am 29. Mai 1905 stattgefunden. KK

3 Der telegraphisch angekündigte Dankbrief an die Gesamtheit der Mitwirkenden war nicht eingetroffen. KK

4 Erschienen in der Fackel Nr. 182. KK

5 Spielte in der zweiten Aufführung außer dem Dr. Hilti auch den Casti Piani. KK

nie sich selbst ¹ den Ausdruck meiner Verehrung und steten Dankbarkeit zu übermitteln. Wollen Sie bitte Herrn Hofburgschauspieler Heine für seine herrliche Regie und Herrn Kunstmaler Hollitzer für die künstlerische Förderung, die er der Aufführung zuteil werden ließ ², noch ganz besonders die Hand drücken.

In Verehrung und Ergebenheit

Frank Wedekind.

München, den 3. Juni 1905.

[Aus München]

Lieber Herr Kraus!

Das ist ja ausgezeichnet. Selbstverständlich bin ich mit allem einverstanden und danke Ihnen für Ihre freundliche Einladung ³. Nur glaube ich nicht, daß ich bis 14. den Einakter ⁴ fertig habe. Die Arbeit geht jetzt ganz verzweifelt langsam vorwärts. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu Ihrem Triumph über Statthaltereien und Polizei ⁵. Also auf baldiges Wiedersehen!

Mit herzlichstem Grusse

5. 6. 5.

Ihr Frank Wedekind.

-
- 1 An erster Stelle unter den Mitwirkenden stand Frank Wedekind als Jack, den er mit einer ruhigen und umso furchtbareren Sachlichkeit sprach. KK
 - 2 Hatte sein Atelier als Raum für die ersten Proben zur Verfügung gestellt und das Porträt der Lulu im Pierrotkostüm, ein Requisit der Handlung, angefertigt. KK
 - 3 Er nahm für den Aufenthalt zur zweiten Aufführung der »Büchse der Pandora« wieder bei mir Wohnung. Der volle Ertrag der Veranstaltungen, die unter unsäglichen Schwierigkeiten einen vielbedeutenden, fast von der gesamten Presse damals und späterhin totgeschwiegenen Erfolg ergaben, ist ihm, der sich bis dahin in den ungünstigsten materiellen Verhältnissen befunden hatte, zugewendet worden, was er freilich vorher nicht wußte. Von dem Triumph der Dichtung und seines Auftretens als »Jack« abgesehen, hatte die Aufführung nebst der Bekanntschaft mit seiner späteren Gattin auch sein Engagement bei Reinhardt in Berlin und die Annahme seiner Werke durch das »Deutsche Theater« zur Folge. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Presse der Beziehung, die zwischen Wedekinds Aufstieg und dem Eintreten der Fackel unablässig bestanden hat, nicht nur durch Verschweigen Rechnung trug, sondern daß sogar eine Zeitung, freilich eine der niedrigsten Wiens, aus einem Interview, in dem Wedekind über die Entwicklung seiner dramatischen Laufbahn Auskunft gab, die Tatsache der Wiener Erstaufführung der »Büchse der Pandora« herausfälschte, auf die Gefahr hin, den Dichter im Lichte schnöder Undankbarkeit zu zeigen. Eine ähnliche Taktik haben die Schufte bewährt, als sie nach dem Tode Peter Altenbergs erzählten oder erzählen ließen, wie er zum Druck seiner ersten Arbeiten kam. Daß die Neue Freie Presse um des Grabredners willen sein Begräbnis totschwieg und in ihren Annalen Peter Altenberg unbeerdigt geblieben wäre, wenn die Meldung, daß die Stadt Wien dem Dichter ein Ehrengrab gewährt hat, nicht die Situation gerettet hätte, ist ein kulturhistorischer Witz für sich. Und solches Schandpack, dessen Papier man zur Verfügung haben müßte, um es täglich seitenweis zu beschimpfen, wagt es, sich, darüber aufzuhalten, wenn Ehrenmännern die Galle überläuft. KK
 - 4 »Totentanz«. KK
 - 5 Gemeint ist wohl, daß auch die zweite Aufführung der Büchse der »Pandora« am 15. Juni — die erste hatte, am 29. Mai stattgefunden — durchgesetzt wurde. Jene war noch in letzter Stunde in Frage gestellt, da morgens eine Absage der großartigen Darstellerin der Geschwitz eingelangt war. Albert Heines und meiner Anstrengung gelang es schließlich, Adele Sandrock, die unter allerlei Einflüssen die Mitwirkung, und zwar aus Sittlichkeitsgründen, verweigern wollte, zum Auftreten zu bestimmen, das zugleich ihr Abschied von einem dem großen Theater fremd gewordenen Wien war. KK

[Berlin, 15. 12. 05.]

Als ich nebenstehender Dame die prachtvolle Phantasie »Geld« zu lesen gab ¹, entdeckte ich erst wie Sie mich gegen Goldmann ² in Schutz nehmen.

Herzliche Grüße F. W.

[Berlin, 30. 12. 05.]

— — hat Ihnen eine ganz geschmacklose Karte geschickt aus Wut darüber, daß Sie ihre Zuschriften nicht beantworten. Ich bitte Sie mich nicht im Verdacht der Mittäterschaft zu halten.

Fröhliches Neues Jahr

F. W.

[Berlin, 31. 1. 06.]

Lieber Karl Kraus! Es lieben Sie folgende Menschen — —

Frank.

[Berlin, 10. 3. 06.]

Lieber Herr Kraus, ich danke Ihnen bestens für Honorar und grüße Sie herzlichst. Warum kommen Sie denn nicht ³ ??

[Berlin, 27. 3. 06.]

Lieber Herr Kraus! Voraussichtlich, es ist noch nicht sicher, kommen wir Ende April nach Wien. Ich freue mich sehr, daß wir uns in behaglicherer Stimmung, als ich hier in Berlin war, wiedersehen können. Herzlichen Gruß
Ihr Fr. W.

[Nürnberg, 4. 5. 06.]

Lieber Herr Kraus, würden Sie sich von einer Aufführung von Totentanz in Wien einen geschäftlichen Erfolg versprechen? Die Besetzung wäre:

Casti Piani — F. W.

-
- 1 Eine Arbeit des nun auch verstorbenen, wahrlich dahingeschwundenen **Karl Hauer**, des langjährigen Mitarbeiters der Fackel und Autors des Buchs »Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen«, der das Herz hatte, zu jenen, und das Schicksal, zu diesen zu gehören. Denn was gilt der Mensch in der Literatur neben den Faiseuren der »Kunst sich zu freuen«! Er lebt bis zu dem Grad einer gerechten Verbitterung, an dem auch die Hilfe versagt. Für seine dürftige Körperlichkeit hatte diese drangvolle Erde nicht Raum und für seine reiche Geistigkeit so wenig Zeit, daß in einem Literaturbezirk, in dem der flachste Optimismus noch heute seinen sogenannten Mann nährt und die Schwindler jenen Hochflug nehmen, den dem Mann die Last einer geistigen Ehre verwehrt, sein Tod so wenig Beachtung wie sein Leben gefunden hat. Aber die schuftigen Zeitungen, die beim Sterben der Millionen nicht abließen, die Personalnachrichten ihrer Lieben zu besorgen, haben dadurch, daß sie von Karl Hauers Tod nicht »Notiz nahmen« — selbst ihre eigenste Gabe ist ein Nehmen —, haben dadurch, daß sie, anstatt seinen Namen wenigstens jetzt durch ihre Aufmerksamkeit zu besudeln, ihm zum Grabe die Fackel nachtrugen, ihm die letzte, die erste Ehre erwiesen. Trotzdem — denn Trotz ist die Haltung des Echten »dem« gegenüber — werden seine Schriften gelesen werden, wenn jene Gelegenheit aller Gönner— und Könnerschaften, auf— und zugetan den Tagdieben des Geistes, wenn jene »Jetzzeit«, die schon ein rabiaterer Hauer verflucht hat, dahin sein wird. KK
 - 2 Dieser Schwarzalbe, der kürzlich »Schloß Wetterstein« für ein Werk aus dem Nachlaß Wedekinds erklärt hat, »verreißt« ihn noch jetzt wie einen Anfänger. Das deutsche Publikum aber, dessen Instinkte von solchem Willen beraten werden oder das auch nur, soweit es alldeutsch gesinnt ist, die Überzeugung hat, daß Wedekind ein Jude war, wirft Stinkbomben auf die Bühne, wenn er gespielt wird. KK
 - 3 Ferner Grüße von Tilly W. (wie fast auf jeder Karte) und dem Sänger Emil Gerhäuser. Wie sich das Zusammensein gestalten sollte, zeigt der Brief vom 13. 12. desselben Jahres. KK

Elfriede v. Malchus — Adele Sandrock.

Lisiska — Tilly W.

Herr König — Karl Kraus.

Die Herbeischaffung der drei Mädchen müßte ich Ihnen überlassen.

Herzliche Grüße aus Nürnberg.

Frank Wedekind.

Ich bin morgen wieder in Berlin, Marienstraße 23.

[Berlin, 8. V. 06.]

Lieber Herr Kraus! Herzlichen Dank für Brief, den ich hiermit nur bestätige. Die Affäre ist scheußlich aber überrascht mich nicht. Wenn ich einen Weg finde, dem Pack das Singen meiner Lieder zu verbieten, werde ich es tun. Ich denke an einen kurzen Protest in der Wiener Presse, begründet durch diese Scheußlichkeit¹. Es wäre ein Glück wenn man dieses Pack mit einem Schlag unschädlich machen könnte. Wie konnten Sie sich nur so damit einlassen²! Aber das ist nun geschehn. An mir soll es nicht fehlen. Herzlichste Grüße. Sobald ich Zeit habe schreibe ich ausführlich.

Ihr Frank Wedekind.

[Aus Berlin, 9. 5. 06.³]

Sehr verehrter Herr Kraus!

Mit tiefer Empörung hörte ich von den gemeinen Niederträchtigkeiten, die dieser Achille Vaucheret, der mit seinem eigenen Namen auf so gespanntem Fuß steht, daß er sich schlechtweg Monsieur Henry nennt, und seine Gefährtin Marya Delvard an Ihnen begangen haben. Überrascht haben mich diese Gemeinheiten allerdings nicht. Den Monsieur Henry kenne ich aus dreijährigem geschäftlichen Verkehr aus der Zeit der Elf Scharfrichter als einen Menschen, der sich durch seinen unqualifizierbaren Charakter noch in jeder Situation, in der er sich befunden, über kurz oder lang unmöglich gemacht hat. Und seine Gefährtin Marya Delvard suchte sich ihrer hübschen Kolleginnen bei den Elf Scharfrichtern dadurch zu entledigen, daß sie von ihnen erzählte, sie litten an ansteckenden Geschlechtskrankheiten. Sie wurde wegen solcher Verleumdungen vor etwa drei Jahren vom Landgericht München zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt.

-
- 1 Damit hätte er kein Glück gehabt. Er entschloß sich schon am nächsten Tage, den Protest in der »Fackel« zu veröffentlichen. KK
 - 2 Wedekind irrte. Ich hatte mich damit nicht weiter eingelassen als der Passant mit dem Ziegelstein, der ihm auf den Kopf fällt. Das Nachtleben dieser Kriegszeiten, und daß der tragische Karneval in einem Kabarett zu Ende geht, interessiert mich mehr. Denn wiewohl der Gerichtshof zweiter Instanz dem Mann den mildernden Umstand der Volltrunkenheit zugerechnet und die Arreststrafe nachgesehen hat, betätigt er seinen Groll gegen Österreich derzeit durch eine journalistische Tätigkeit, die auf dessen Wiederaufbau unter habsburgischem Szepter abzielt. Dieser Kabarettgedanke wird zwischen Paris und den in der Schweiz weilenden Trümmern der Monarchie abgehandelt, und all dem Nachtgelichter, durch dessen Wirken wir nicht nur einer traurigen Gegenwart teilhaft wurden, sondern nach dessen Wünschen wir auch einer traurigen Vergangenheit entgegengehen sollen, der diplomatischen Lebewelt, die über unsern Leichnam zu ihren Privilegien gelangen möchte, denen um Windisch—Graetz und Berchtold, stellt heute ein emeritierter Bänkelsänger, dem die Gunst der Zeiten zu einem einträglicheren Organ verholphen hat, die »Stimme der Entente« dar. So ist das Nachtleben. KK
 - 3 Erschienen in der Fackel Nr. 203. KK

Es ist mir unter den obwaltenden Umständen nun im höchsten Grade widerwärtig, daß von diesen Personen im Cabaret zum Nachtlcht allabendlich meine Verse und Melodien öffentlich vorgetragen werden. Leider bin ich Frau Marya Delvard gegenüber vollkommen machtlos, denn wenn ich ihr den Vortrag meiner Verse verbiete, ernte ich bei der übermenschlichen Verachtung, mit der diese Dame auf jeden hinunterblickt, dem sie zu Dank verpflichtet ist, nur Spott und Hohn. Deshalb wende ich mich an Sie, verehrter Herr Kraus, mit der Bitte, Ihren geehrten Lesern und dem Wiener Publikum überhaupt, soweit es nur irgend möglich ist, mitzuteilen, daß ich die von mir herrührenden Verse, die im Cabaret zum Nachtlcht vorgetragen werden, *lieber nie geschrieben haben möchte*, als daß sie aus dem Munde von Menschen, die sich durch solch gemeine Niederträchtigkeiten hervortun, wie Herr Henry und Frau Delvard, dem Publikum zur Unterhaltung dienen.

In der Zuversicht, daß Sie mir die Erfüllung meiner Bitte gewähren, mit herzlichsten Grüßen Ihr

Frank Wedekind.

[Aus Berlin]

27. V. 06.

Heute ist es ein Jahr, daß Tilly und ich uns auf der Probe der Büchse d. P. kennen lernten. Wir senden Ihnen gelegentlich dieses Jubiläums die herzlichsten Grüße. — Ich freue mich immer noch aus tiefster Seele über den Ausgang des Prozesses, obschon er ja für Sie eine große Belästigung war, aber so hat er doch einen guten Zweck erfüllt. Wir stoßen auf Ihr Wohl an!

Ihr Fr. W.

Schade, daß wir übermorgen nicht Totentanz spielen. Hoffentlich ein ander Mal. Herzl. Gruß

T. W.

[München, 17. 8. 06. ¹]

Lieber Herr Kraus, wir kehren eben aus der Schweiz nach Berlin zurück. Kommen Sie vielleicht auf der Rückreise über Berlin? Herzlichen Gruß

Ihr Fr. Wedekind

[Berlin, 13. 10. 06.]

Lieber Herr Kraus! Eben erhalte ich Fackel vom 4. Oktober. Ich bin todmüde, da ich gestern ein vieraktiges Stück fertig geschrieben habe. Wegen Totentanz bitte ich Sie jetzt vorderhand nichts mehr zu unternehmen ². Nächster Tage Brief. Herzlichen
Gruß auch von Tilly

Ihr Fr. Wedekind

1 Nach Fanö, Dänemark. KK

2 Es war eine Aufführung vor geladenem Publikum im Bürgertheater geplant, die der einreichenden Direktion von der Polizei verboten wurde. KK

Lieber Herr Kraus,
hier ein kleiner Beitrag ¹. Über den Prolog ² habe ich Ihnen telegraphiert ... Ich sagte seinerzeit, daß das Weib und die Freundschaft keine guten Freunde sind, aber gegenüber solchem Schicksal schweigt wohl jeder Eigennutz. Meine Rolle hier in Berlin scheint vorläufig ausgespielt zu sein, ich habe mir hier aber schon eine Wohnung gemietet und weiß augenblicklich nicht recht wo ich zu Hause bin. Ich traf Harden hier öfter und habe ihm viel von Ihnen erzählt. Vielleicht ist Ihnen das nicht recht, aber ich darf doch wohl meine Überzeugungen aussprechen. Wenn es Ihnen nicht unsympathisch ist, mir etwas über ... zu schreiben, werde ich Ihnen dankbar dafür sein.

Mit herzlichsten Grüßen

15. II. 6.

Ihr Fr. Wedekind.

Lieber Herr Kraus!

Ich danke Ihnen sehr für Ihr freundliches Anerbieten. Aber mein Stück ³ ist vielmehr eine Chronik als eine dramatische Arbeit und hat demnach gar keine Qualitäten im Dialog. Ich gehe jetzt nur darauf aus es möglichst gut loszuschlagen, da ich notwendiger Weise eine größere Summe dafür bekommen muß. Infolge meines zweimaligen Umzuges in diesem Sommer bin ich stark aufs Trockne geraten. Ob nun unter solchen Umständen ein Vorabdruck praktisch wäre, ist sehr die Frage. Auszüge aus dem ganzen aber würden wenig Interesse haben und ein falsches Bild geben, da schlechterdings das Beste an dem Stück der Stoff ist.

Vor einigen Tagen sprach ich mit Harden über den Plan, den Sie mir bei unserem letzten Zusammensein aussprachen, nach Berlin zu kommen, und Harden erzählte mir, daß Sie ihm früher schon diese Absicht geäußert hätten. Wie steht es nun damit? Der Ausgang des Henryprozesses bestätigte mir nur die Wahrheit Wer Pech anfühlt besudelt sich. Und das Cabaret ist doch nun einmal das in Musik gesetzte Pech ⁴. Ich habe vier Jahre lang davon gelebt und danke Gott, daß ich es los bin; aber in Wien scheint es jetzt doch fast das Interessanteste zu sein ⁵. Ich glaube sicher, daß Sie hier in Berlin mehr Dank von Ihrer Arbeit hätten, wenn auch natürlich das Leben weniger erfreulich ist. Mit sehr schmerzlichem Empfinden sehe ich meinen lieben Freund Weinhöppel ⁶ diesen Herbst wieder zum Cabaret zurückkehren und wieder zu diesem ekelhaften Gaunerpaar, von dem niemand mehr Undank gelernt hat, als er selber. Offenbar war ihm in Cöln das Glück nicht günstig.

Meine Büchse ist von der Zensur verboten. Vielleicht kommt es noch zu einer Matinee. Jetzt soll Frühlings Erwachen gespielt werden.

1 »Die Wetterfahne«. KK

2 Nicht mehr erinnerlich. KK

3 Nicht mehr erinnerlich, weiches gemeint war. KK

4 Es war ein Irrtum, eine Beziehung zu vermuten. KK

5 So fragwürdig schon damals, gleichwohl mit der heutigen Affenschande nicht zu vergleichen. KK

6 Komponist und Sänger Hannes Ruch. KK

Ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns hier wiederfänden. Ich glaube nicht nur, daß Sie hier besseres Arbeitsmaterial, sondern auch bessere Freunde fänden als in Wien. Hier stünden Sie auch wohl dem Theater viel näher, weil mehr Platz und mehr Bedürfnis vorhanden ist. Das Beispiel Hermann Bahrs ist doch wohl der beste Beweis dafür ¹. Was meinen Sie dazu?

Meine liebe Tilly sendet Ihnen die herzlichsten Grüße. Auf baldiges Wiedersehen

Kurfürstenstraße 125.

Ihr Frank Wedekind.

18. 10. 6.

[Aus Berlin]

Lieber Herr Kraus,

ich danke Ihnen sehr für das ausgezeichnete Bild und Ihre freundlichen Zellen. Ich habe heute eine große Bitte an Sie von der ich Ihnen schon einmal sprach. Es handelt sich um ein Tagebuch oder Notizbuch, vielleicht auch andere Aufzeichnungen, die sich noch in den Händen von Frau Frida Uhl ² befinden. Ich selber weiß ihre Adresse nicht, sonst würde ich ihr vielleicht schreiben ... Ich habe nun keineswegs die Absicht, Frida Strindberg diese Schriftstücke abzufragen. Wenn sie Werth darauf legt, mag sie sie behalten, nur möchte ich gerne Abschriften davon haben, die ich gerne auf meine Kosten herstellen lassen würde. Ich wälze nämlich eben einen dramatischen Plan im Kopf herum, dessen Ausführung sehr lange Zeit in Anspruch nehmen würde, zu dem ich aber gerade die erwähnten Aufzeichnungen brauche.

Ich bitte Sie daher vorläufig nur, mir wenn möglich die Adresse zu schreiben. Sollten Sie dabei über meine Schriftstücke etwas erfahren können, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Es ist wohl möglich, daß Frida Strindberg Ihre Vermittlung als kränkend empfindet. Ich würde aber natürlich sofort schreiben, sobald ich orientiert wäre.

Den interessanten Brief, den ich mit Freude gelesen, schicke ich Ihnen hiermit eingeschrieben zurück. Ein Exemplar Pandora erhalten Sie morgen oder übermorgen, sobald ich bei meinem Verleger vorgesprochen. In der Cabaretgeschichte ³ möchte ich nichts vornehmen, bevor die hiesige Censur ihre Entscheidung gesprochen.

Also auf baldiges Wiedersehen mit herzlichen Grüßen

Ihr

23. X. 6.

Frank Wedekind.

1 Aber das schlechteste Beispiel, wenn je die Absicht, nach Berlin zu übersiedeln und vollends, um dem Theater näherzukommen, bestanden hätte. Dieses Theatermotiv war wohl in einem Dialog berührt worden, aber als Wedekindscher Monolog. Er hatte es als verlockend hingestellt, »Regisseur bei Reinhardt« zu werden, und weil er glaubte, daß ich es könnte, so glaubte er auch, daß ich es wollte. Nie ist mir etwas fernergelegen, doch Wedekind kam noch etliche Jahre später, gelegentlich der Rundfrage des »Brenner«, darauf zurück. KK

2 Strindbergs zweite Gattin. KK

3 Nicht verständlich. KK

Lieber Herr Kraus!

Besten Dank für den Prozeß Riehl. Ich habe ihn noch nicht gelesen, weil ich augenblicklich für eine Arbeit sehr viel zu lesen habe. Zu diesem sehr vielen gehört aber in erster Linie auch dieser Prozeß, so daß ich sehr bald dazu kommen werde. Fr. Erw.¹ wurde schweigend hingenommen. Es hat sich buchstäblich *nicht eine Hand gerührt*. Wann sehen wir uns wieder?

Mit herzlichen Grüßen, auch von Tilly, Ihr

Fr. Wedekind.

[Aus Berlin]

Lieber Herr Kraus,

ich hätte Ihnen schon 'vor einigen Tagen geschrieben wenn ich Zeit für die Sammlung gehabt hätte, die ich dazu gebrauche. Ich gebe Ihnen gerne zu, daß ein Verhalten wie meines an jenem Abend in das Gebiet gesellschaftlicher Unmöglichkeiten gehört, es schien mir aber offen und ehrlich das einzige Mittel um zu einer ungezwungenen angeregten Unterhaltung zu gelangen, nach der ich ein sehr großes Bedürfnis hatte, ein Bedürfnis, das ich mit vollem Recht auch bei Gerhäuser voraussetzte, da wir uns die seltenen Male, die wir uns treffen, immer in sehr angeregter ungezwungener Weise unterhalten. An jenem Abend hatte ich die feste Überzeugung, daß Sie mit voller Absicht darauf ausgingen, uns an einer solchen Unterhaltung zu hindern, da ich selber sehr wohl weiß wie man sich verhält, wenn man keine Stimmung und kein allgemeines Gespräch aufkommen lassen will²; und da Sie außer-

1 »Frühlings Erwachen«. KK

2 Das war es; nur daß er's eben doch nicht wußte. Der in jeder Lebensäußerung, selbst im Drang nach Gewöhnlichkeit ungewöhnliche Mann war als Gesellschafter die Kontrolluhr des Behagens. Er verstand keinen Spaß, wenns die Gemütlichkeit galt, und war so sehr von der Berechtigung ihres Anspruchs durchdrungen, daß ihn nichts hindern konnte, eine ungezwungene Unterhaltung zu erzwingen. Als das »einzige Mittel zu ihr zu gelangen« schien ihm allen Ernstes die Methode, ihre Entfaltung mit gemessenem Anstand und wenn's sein mußte, mit strengem Tadel zu beobachten, abzuklopfen, wenn ein Ton zu laut, anzufeuern, wenn er zu matt war. Da konnte denn sein Dämon, der es schwer zu tragen schien, auf die Zimmertemperatur angewiesen zu sein, und dessen stärkste Bejahung das Wort »Verdammt!« war, ihm und dem gutwilligen Partner mit Ermahnungen zusetzen, die dann aber auch als Anweisungen wirkten: »Sie langweilen sich«, »Sie sind müde«, »Sie sind abgespannt« oder: »Sie stören die Unterhaltung«, »Was haben Sie gegen Gerhäuser?«, »Sie sind furchtbar ablehnend gegen Gerhäuser!« Man war es natürlich nicht und hatte gar nichts gegen ihn, aber es war, als ob jener Dämon von vornherein gewillt gewesen wäre, sich schützend vor den möglichst undämonischen Gegenspieler zu stellen, den er nicht so sehr zur Unterhaltung, als zur Abwendung der Gefahr, daß sie gestört werden könnte, zu brauchen schien. Er saß wirklich »von seinem Eintreffen an wie auf Kohlen«. Natürlich wäre solche Unterhaltung auch ohne Entschuldigungsbrief nicht bössartiger verlaufen als sie ihrer Natur nach mußte, da es nur nötig war, den äußern Sachverhalt festzustellen und den innern zu respektieren, ohne die eigene Persönlichkeit schützen zu müssen. Mit tiefer Rührung denke ich an eben diese Augenblicke fragwürdigster Geselligkeit zurück, weil sie das Gefühl von einer Einsamkeit zutrug und den erschütternden Eindruck jener grauenhaften Angst vor der Langeweile des Lebens, aus der der merkwürdigste Geist der neuen Literatur gewirkt hat und die er just zwischen den Wänden einer spießbürgerlichen Weinstube bewältigen zu müssen wähnte. Die sonderbare Mechanik, mit der sich dieser Seelensturm behalf, der Hang nach Lebenskonvention bis zu einer fast zeremoniellen Einhaltung des Ablaufs menschlicher Dinge — »Soweit hatte ich geschrieben, als ... « — ist ganz gewiß auch identisch mit dem Rätsel seiner sprachharten Dialoge, die eine Verabredung sind, in der die gewichtigsten Inhalte aneinander vorbeire-

dem trotz meiner Fragen keine Äußerung taten, die einer solchen Absicht widersprochen hätte. Ich kann Ihnen versichern daß ich von Gerhäusers Eintreffen an wie auf Kohlen saß und es gibt doch wohl nichts Höhnischeres in der Welt als ein Vergnügen, welches keines ist. Heute bei ruhigerer Überlegung glaube ich nicht mehr daran, daß Sie eine derartige Absicht hatten, denn was hätte das für einen Zweck gehabt. Aber ebenso wenig hatte ich die Absicht, Sie zu beleidigen oder zu kränken.

Soweit hatte ich geschrieben, lieber Herr Kraus, als meine Tilly mir ein Mädchen schenkte, dem ich den Namen Anna Pamela gab. Ich habe nur noch zu wiederholen, daß ich Sie an jenem Abend nur deshalb nicht aufforderte, in die zweite Weinstube mitzukommen, weil ich nicht gerne auf die Unterhaltung Gerhäusers verzichten wollte, die für mich etwas ungemein Nervenberuhigendes, Wohltuendes hat. Eben kommt Ihre Fackel. Ich werde sie erst lesen, wenn ich diese Zeilen abgeschickt habe. Ich sende Ihnen die herzlichsten Grüße

Ihr

13. 12. 6.

Fr. Wedekind.

23. V. 07.

Lieber Herr Kraus, ich sandte Ihnen heute die 7 Worte ¹ und bin Ihnen nicht böse, wenn Sie Bedenken haben. Aber ich bitte Sie, wenn Sie sie drucken, im Wort VII statt *stirbt schmilzt* ² zu setzen, besonders weil im Übrigen viel von Leben und Sterben die Rede ist. Physiologisch müßte es heißen »zusammensinkt«, aber das paßt nicht in den Rhythmus.

Ich sitze hier allein bei Treppchen. Berlin prangt im Frühlingschmuck, aber es bleibt unerfreulich. Ich danke Ihnen für die schönen Abende, die wir in Wien zusammen erlebten. Heute Nachmittag las ich den Artikel über Bruckner ³. Ich kenne die Situation, vor allem Bruckner zu wenig, um darin Bescheid zu wissen. Aber ich bekomme eben die neue Fackel und freue mich darauf. Mit besten Grüßen

Ihr Fr. Wedekind.

[Aus Berlin]

26. V. 07.

Lieber Herr Kraus, ich habe es verpudelt, Ihnen telegraphisch zu antworten. Wir sitzen hier bei Steinert zusammen und deshalb beantworte ich Ihr lebenswürdiges Telegramm von hier aus. Künstlerisch haben Sie selbstverständlich recht. Trotzdem möchte ich auf den ersten Titel nicht gerne verzichten, eben weil er überflüssig ist und weil 60 eine heilige Zahl ist. Der Leser wird Ihren Einwand machen und diesen Einwand möchte ich nicht ent-

den und von deren papierner und hölzerner Hülle sich das lebendigste Feuer nährt. Der Mann, der im Kanzleistil mit der Natur sprechen konnte, war mir nie liebenswerter als — bei dem letzten Lebenszufall auf dem Zürcher Postamt —, da der Vaterstolz des Graugewordenen Anna Pamela anwies, sich in ihrer zehnjährigen Damenhaftigkeit mir zu präsentieren. KK

1 »Die sechzig Zeilen oder Die sieben Worte«. KK

2 Es ist dann doch bei »stirbt« geblieben. KK

3 »Anton Bruckners Bittschrift«, ein Aufsatz, von dem heute gesagt werden darf, daß er im Material von Robert Hirschfeld stammte, einem der seltenen in einer Wiener Position geistig und sittlich rein gebliebenen Charaktere. KK

behen. Ich freue mich sehr, daß Ihnen die Verse nicht mißfallen.
Wann sehen wir uns in Berlin.

Herzliche Grüße

Ihr Fr. Wedekind.

Verehrter Herr Kraus,

Beiliegend die Korrektur zurück, mit der ich einverstanden bin, und das Gedicht. Ich würde Sie aber bitten auf jeden Fall so zu verfahren, daß sich die beiden Sachen nicht schaden. An der Veröffentlichung des Dampfhammers liegt mir gar nichts, besonders dann wäre ich nicht dafür wenn die Veröffentlichung *ästhetische* Bedenken hätte. Auf keinen Fall möchte ich, daß der Eindruck der 7 Worte ¹ durch den Dampfhammer beeinträchtigt würde. Ich würde Sie also bitten, den Dampfhammer vorderhand, noch beiseite zu legen.

Für die Angabe der Entstehungszeit wäre ich sehr im Fall einer Veröffentlichung.

Meine, Frau läßt Ihnen bestens danken und freut sich ungemein auf das Bild.

Mit besten Empfehlungen

Berlin, 29. V. 07.

Ihr Fr. Wedekind.

Dem Nulla Dies—Prozeß ² würde ich mit Seelenruhe entgegensehen. Ich möchte Ihnen beinahe gratulieren. Sie haben darin einen berühmten Kollegen in Jesus Christus, der auch auf die Richter schimpfte und einen beinahe ebenso berühmten in Goethe in der Schülerszene.

[Aus Berlin]

Sehr verehrter Herr Kraus!

Empfangen Sie meinen besten Dank für das schöne Honorar, das Sie mir heute schicken. Auch für den Bacchantinnenkopf von J. K. Auch meine Frau läßt Ihnen herzlichst dafür danken und bittet Sie das Original von uns zu grüßen. Ich schrieb Ihnen so lange nicht, weil ich überhaupt nicht schrieb.

Der Dampfhammer ist im November 1886 geschrieben, in Zürich, als ich bei Maggi war. Ich hätte aber gerne noch einige kleine Änderungen gemacht. Jetzt wird es wohl zu spät sein. Ich werde sie hier aufzählen. Vielleicht können Sie sie noch anbringen.

Wie das *schlankste* Bambusrohr
weil sonst Riese zweimal vorkommt.

Keines hört es, *wie* der lange
Mädchen, lacht er, treib doch diese
Faden Jugendstreiche nicht!

und in der letzten Strophe
Schäme mich und weine und

1 Diese Verse, unter dem Titel »Die sechzig Zeilen und die sieben Worte« wurden zuerst veröffentlicht. »Der Dampfhammer« im nächsten Heft, ein älteres erotisches Gedicht, das, eine Ropsische Übertreibung, die Anästhesierung durch den Sinnengenuß zu voller rhythmischer Plastik bringt. KK

2 Auf Grund des Aufsatzes »Nulla dies« hatte die Staatsanwaltschaft vorschnell Anklage wegen »Aufwiegelung« erhoben, sie aber, sei es aus eigener Furcht vor dem zu erwartenden Freispruch durch die Geschwornen, sei es über einen Wink der Regierung, wieder fallen gelassen. KK

Bin von tiefstem Schmerz durchdrungen
Ich bin hier derweil mit Kammersänger durchgefallen. Das
schmerzt mich nicht sehr, da es mir tatsächlich nur darum zu tun
war, das Stück in natürlicher Form auf die Bühne zu bringen.
Wenn die Spielerei ein Ende hat, fahren wir voraussichtlich direkt
nach Kannstatt bei Stuttgart, wo ich gerne acht Tage kohlen-sauer
baden möchte. Wann reisen Sie nach dem Norden?

Nochmals mit herzlichstem Gruß und Dank
12. VI. 7. Ihr Frank Wedekind.

[In demselben Kuvert gefunden]

Lieber Herr Kraus,
wenn es noch Zeit ist, möchte ich Ihnen noch folgende Korrektur
vorschlagen:

Keines hört es, wie der lange
Hagre Meister schleicht herein;
Eine schwere Eisenstange
Trägt der Meister leicht herein.

Es ist gezwungener, scheint mir aber um vieles *vornehmer* als die
vorige Fassung, Verzeihen Sie die Belästigung. Sie werden meine
Unermüdlichkeit komisch finden ¹.

Herzliche Grüße

Ihr Fr. Wedekind.

Beste Grüße und Dank für freundliche Zeilen. Ein Schweinehund
scheint mir aufrichtiger, ehrlicher ².

[Aus München]

Verehrter Herr Kraus, ich danke Ihnen sehr dafür, daß Sie
sich in Hamburg für mich verwendet haben. Das Thaliatheater hat
aber schon letzten Winter mit mir über eine eventuelle Auffüh-
rung von Pandora gesprochen. Außerdem habe ich wenig Zutrau-
en zur Berger'schen Regie ³ die für mich der Inbegriff der Schul-
meisterlichkeit ist. Das alles hindert natürlich nicht, daß Sie den
Kungu Poti ⁴ spielen. Übrigens bin ich eben dabei, eine dankbare-
re Rolle für Sie zu schreiben. Deshalb antworte ich Ihnen auch so
kurz, da ich nur noch acht Tage für die Arbeit übrig habe.

Auf baldiges Wiedersehen mit besten Grüßen

Ihr Fr. Wedekind

Amalienstraße 86.

25. 9. 7.

-
- 1 Schon damals war niemand im deutschen Sprachbereich weniger geneigt und geeignet, solche Unermüdlichkeit komisch zu finden. KK
 - 2 Auf einer Korrektur des »Dampfhammer«, die für die dritte Strophe statt »der elastisch wie ein Riesenbambusrohr«: »so elastisch wie das dünnste (mit Durchstreichung von 'schlankste') Bambusrohr« setzt. (Durchstrichen sind demgemäß auch die Worte: »In Strophe 3 entsteht ja allerdings eine Wiederholung [gemeint ist: »Mägdlein, schlank und plastisch« und »schlankste Bambusrohr«,], die ja aber vielleicht durch die Steigerung gerechtfertigt ist.«) Für die sechste statt »läßt du diese faden Jugendstreich nicht!«: »treib doch diese ... !«. Für die letzte statt »Der ich Euch dies Lied gesungen«: »Und der ich dies ... « und statt »Bin von tiefster Scham durchdrungen, denn ich bin kein Schweinehund«: »Bin von tiefstem Schmerz durchdrungen, denn ich bin ein Schweinehund«. KK
 - 3 Am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg. KK
 - 4 Die in Wien zweimal gespielte Rolle. Ein Auftreten in Hamburg war gewiß nie ernstlich geplant. KK

[Visitkarte ohne Datum, Wien.]

Lieber Herr Kraus, ich habe kein Glück mit Ihnen, ich wohne Hotel Tegetthoff. Wenn wir uns heute im Lauf des Tages nicht sehen, dann hoffe ich bestimmt nach der Vorstellung ¹ bei einem Glas Bier.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr F. W.

Zürich, 16. September 1917
Schönbühlstraße 14/III

Lieber verehrter Herr' Karl Kraus!

Ihre Gedichte waren mir eine schöne große Überraschung. Inhalt und Form halten einander die Wage durch Würde und künstlerische Vornehmheit. Seit drei Wochen lese ich sie mit gesteigertem Genuß. So aktuell viele von Ihnen sind, stehen alle außerhalb und über der Zeit. Sie haben sich eine eigene lyrische Form geschaffen; manches erinnert an den »Westöstlichen Divan«. »Aus jungen Tagen«, »Abenteuer der Arbeit« sind mir bis jetzt die liebsten, aber vielleicht wirken andere Gedichte noch stärker, wenn ich ihnen näher gekommen bin. »Der Ratgeber« und »Gebet« erscheinen mir von einer Plastik, Innigkeit und Größe, die an Beethovensche Musik gemahnt. Soviel ich den beiden Sammlungen bis jetzt an Genuß und Erhebung verdanke, ich lese immer wieder mit neuer Freude darin. Mit meinem Dank sende ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu Ihren »Worten in Versen«. Die Bescheidenheit dieses Titels steht in prachtvollstem Gegensatz zu der Monumentalität der Form und der Wucht ihres Inhalts.

Einstweilen spielen wir noch in Zürich. Anfang Oktober denken wir nach München zurückzukehren.

Mit schönsten Grüßen von meiner Frau und mir

Ihr ergebener
Frank Wedekind.

Dies der letzte Brief, dem ein zufälliges Wiedersehen im Spätsommer in Zürich vorangegangen war, nach Jahren die letzte Begegnung.

Korrespondenzen

Es werden hier (und später gelegentlich) manche von den tausenden Korrespondenzen veröffentlicht, die der Verlag der Fackel im Laufe der Jahre geführt hat und in denen schriftstellerische Dinge von allgemeiner Betrachtlichkeit abgehandelt werden, gleichsam als Grundsätze einer literarischen oder administrativen Lebensführung, die einer weiteren Gültigkeit würdig wären; als Regeln im Verkehr mit Verlegern, Buchhändlern, Zeitschriften, Autoren, Abonnenten etc. So wohlthätig es wäre, fernere, von keiner Abwehr und Bitte gehemmte Einsender abzuschrecken, so sei doch mitgeteilt, daß die Nennung des Empfängers einer Antwort nur dort erfolgt, wo sie kein Privatinteresse berührt, aber dem typischen Eindruck zu Hilfe kommt. Die vom Ein-

¹ Gastspiel in »Hidalla«. KK

zelfall abgeleitete Darlegung stellt auch in dieser Produktion viel lebendiger die Beziehung auf alle andern Einzelfälle her oder auf die Möglichkeit zu jedem andern, als wenn der Erfahrung aus solchem Lebensgebiete Essays abgewonnen wären. Die Distanzierung des Tons durch die Einschaltung der Mitteleperson — außer dem Schreiben an Professor Nicolai werden sich wenige direkte Antworten finden — ist es, was dieser Art Polemik durch den Briefcharakter hindurch publizistischen Bestand erwirkt hat.

Wien, 15. Oktober 1919.

Herrn Geheimrat Professor Wilhelm Foerster ¹

Bornim bei Potsdam

Sehr geehrter Herr Professor!

Herr Karl Kraus ist nicht in der Lage, den Aufruf, »mit dem uns Frankreich die Hand zur Versöhnung entgegenstreckt«, zu unterzeichnen und zu verbreiten. Abgesehen davon, daß er sich nicht bewußt ist, Frankreich je beleidigt zu haben, ist er nicht so leicht wie Frankreich bereit, den deutschen Intellektuellen, die es jetzt mit der Menschheit halten, ihre schmutzige Haltung und Durchhaltung der Kriegszeit zu verzeihen. Wie er über eben jenes Manifest des Herrn Romain Rolland und eine von diesem nicht verschmähte Literatenbruderschaft denkt, die in der Schweiz für den ewigen Frieden geschwärmt und daheim geschwiegen oder Generalstabslieder gesungen hat, das hat er in Nr. 514 — 518 der Fackel vernehmlich ausgesprochen und nur weil Sie dieses Heft nicht gelesen haben, konnten Sie glauben, daß er den Aufruf unterzeichnen werde. Insbesondere müßte er dies wegen der Gesellschaft, in die ihn schon die vorliegende Namensliste brächte, unterlassen. Nicht als ob er so persönliche Bedenken trüge, wenn es sich um die wirksame Vereinigung zu einem unmittelbar 'humanitären Zweck, wie etwa die Abwendung von Gewalttaten oder Rechtsbrüchen (Liebknecht — Luxemburg) handelt. Möchte er aber die Klage darüber, daß im Krieg »keine Institutionen vorhanden waren«, an die sich die widerstandslosen Intellektuellen »hätten klammern können«, überhaupt nicht erheben, weil er zum Beispiel den Charakter für eine Institution hält, deren Fehlen keinen Schriftsteller entschuldigt — so wollte er diese Klage ganz gewiß nicht in Gemeinschaft mit dem Herbert Eulenberg, Schriftsteller (Kaiserswerth!) und dem Franz Werfel, Dichter (Wien) erheben und mit anderen, die keineswegs leugnen werden, daß im Krieg Institutionen vorhanden waren, an die man sich klammern konnte und die sogar so entgegenkommend waren, die Dichter zeitweise, wenn auch für zentralstaatliche Propaganda, in die Schweiz zu beurlauben. Scheint ihm nun hier, die Verwendbarkeit auf Kriegsdauer dem Ideal, das nunmehr vertreten werden soll, einigermaßen zu widerstreiten, so kann er nicht umhin zu versichern, daß keine Verlockung stark genug wäre, ihn in einen Kulturbund welcher Art immer mit dem Wilhelm Herzog, Schriftsteller (Berlin) zu bringen.

¹ Nicht identisch mit dein bekannten Pazifisten, der gleichfalls der Liga angehört. KK

In vorzüglicher Hochachtung

Die Fackel

*

Berlin, den 31. Oktober 1919.

Herrn Karl Kraus

Wien III/2.
Hintere Zollamtsstr. 3

Sehr geehrter Herr Kraus!

Sie haben ganz recht, es gibt vielleicht überhaupt keine Gemeinschaft außer mit einigen zufällig gefundenen Freunden, die man dann bei Gelegenheit auch wieder verliert.

Wenn man aber eine darüber hinausgehende Gemeinschaft doch für wünschenswert hält, so kann man sich nicht mehr alle Leute aussuchen, und schließlich ist der Franz Werfel noch nicht der schlechteste, wenn er auch mal einen losen Mund gehabt haben mag. Im übrigen kann man doch die Menschen nicht zurückweisen, weil sie einem persönlich nicht passen. Man kann sie auch nicht zurückweisen, wenn sie objektiv einmal in der Vergangenheit etwas gegen den Geist der Humanität getan hätten; denn es würde doch, letzten Endes zu einem Sykophantentum führen, das mit dem eigentlichen Zweck der Liga herzlich wenig zu tun hätte.

Das einzige, was man meiner Meinung nach tun kann, ist alle diejenigen, von denen man durch ihr ganzes öffentliches Leben weiß, daß sie so gehandelt haben, wie zu handeln es für die Liga wünschenswert wäre, zum Beitritt aufzufordern.

Wenn die vollzählig sind, geben die das Gesicht und daneben kommen die paar Hinzugeschnitten nicht in Betracht. Und von diesem Gesichtspunkt muß ich Ihnen gestehen, die Liga würde ein falsches Gesicht haben, wenn der Karl Kraus nicht dabei wäre.

Ich verbleibe mit dein Ausdruck
der größten Verehrung
Ihr

Georg Fr. Nicolai

*

Wien, 6. November 1919

Herrn Professor Georg Fr. Nicolai, Berlin W 15, Uhlandstraße 145

Sehr geehrter Herr Professor!

Auf ihre freundlichen Bemerkungen, die sich vermutlich auf das an Herrn Geheimrat Förster gesandte Schreiben beziehen, möchte ich das Folgende erwidern.

Ihre Meinung, daß »der Franz Werfel noch nicht der schlechteste ist, wenn er auch mal einen losen Mund gehabt hätte«, zumal in Verbindung mit der ebenso richtigen Ansicht, man »könne doch die Menschen nicht zurückweisen, weil sie einem persönlich nicht passen«, könnte den Eindruck erwecken, daß Sie eine persönliche Aversion gegen die von mir genannten Schriftsteller und namentlich gegen den Franz Werfel als den Grund meiner Weigerung vermuten. Mir gilt aber ausschließlich jenes Motiv, das Sie freilich

auch nicht gelten lassen: »wenn sie objektiv einmal in der Vergangenheit etwas gegen den Geist der Humanität getan hätten«, versteht sich, wenn es die Vergangenheit ist, die Ende Juli 1914 beginnt, und wären es selbst nicht einmal Handlungen, sondern nur Unterlassungen gegen die Humanität. Mit Ausnahme eines einzigen patriotischen Aufrufs werden nun Herrn Werfel in jener Vergangenheit gewiß keine solchen Handlungen vorzuwerfen sein und viel eher das Faktum, daß er damals, als Angehöriger des K. u. k. Kriegspressequartiers, *keinen* losen Mund gehabt hat, es wäre denn in der Schweiz, woselbst, er ihn aber auch nicht in Erfüllung seiner offiziellen Mission, sondern nur außerdem haben konnte, bis endlich der Tag des Umsturzes es ihm ermöglichte, vom Wiener Deutschmeisterdenkmal herab einen losen Mund zu haben.

Ich glaube nicht, daß meine Abneigung, mit solchen Persönlichkeiten eine Liga zu bilden, letzten Endes, wie Sie fürchten, zu einem Sykophantentum führen könnte, denn ich würde, ohne den geringsten Wert auf Angeberei zu legen, lediglich darauf achten, bei allen Kundgebungen kulturellen Charakters mich von Personen abzusondern, die mir selbst als Mitglieder von Kriegspressequartieren schon bekannt sind. Ganz anders steht es, wie in dem Schreiben an Professor Förster ausgeführt wurde, mit Demonstrationen zu einem unmittelbaren Zweck, dessen Unterstützung von Bedenken ähnlicher Art nicht abhängig gemacht werden darf, während Wahllosigkeit jeder Vereinigung eher anstünde als einer, deren Zweck ein ethisches Bekenntnis ist. Sie haben gewiß recht, wenn Sie sagen, daß es einzig darauf ankomme, »alle diejenigen, von denen man durch ihr ganzes öffentliches Leben weiß, daß sie so gehandelt haben, wie zu handeln es für die Liga wünschenswert wäre, zum Beitritt aufzufordern«. Aber abgesehen davon, daß Sie da freilich kaum eine Liga zusammenbekommen werden, würde ich sie viel lieber mit solchen bilden, die bis zum Krieg in Übereinstimmung mit der eigenen Gesinnung sogar den Grundsätzen der Liga zuwidergehandelt hätten, als mit solchen, die sie während des Kriegs in Stellungen, die ein anderes Bekenntnis zur Pflicht machten, verleugnet haben. Es ist aber wohl nicht richtig, daß diese als »die paar Hinzugeschnitten nicht in Betracht kommen«, während die Liga »ein falsches Gesicht hätte, wenn der Karl Kraus nicht dabei wäre«. So schmeichelhaft diese Ansicht ist, muß ich bekennen, daß gerade jene Hinzugeschnitten durch den Glanz ihres Namens die Liga einem schlecht informierten Ausland vorstellen, dessen pazifistische Literatur bei Verteilung der Brüderrösche eben sie als die Geisteshelden, die von allem Anfang an gegen den Krieg Front gemacht haben, wertet, während kein gallischer Hahn nach dem Karl Kraus kräht. Das beklagt dieser keineswegs, aber bedauerlich scheint ihm, was auch Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, daß Herr Wilhelm Herzog als Freund Romain Rollands fortleben wird, der sich ja sogar in einem Brief an ihn gegen »verdächtige Bundesgenossenschaften« ausspricht und gegen die Tendenz, »die moralischen Defekte dieser fünf Jahre zu vergessen«. Ob er mit dem Herrn Eulenberg, der doch gewiß Namen

genug hat, um die deutsche Literatur vor dem Ausland zu vertreten, und mit seiner Produktion in den Kriegsjahren, annähernd so zufrieden ist wie die Generalstäbe Deutschlands und speziell der Türkei, weiß ich nicht. Daß aber in solcher Gemeinschaft mein Name mindestens überflüssig ist, davon bin und bleibe ich überzeugt. Empfangen Sie mit dem besten Dank für Ihre freundliche Absicht die Versicherung

meiner vorzüglichen Hochachtung
Karl Kraus

* * *

Antwort an eine bekannte Schriftstellerin:

Wien, 7. X. 1919.

Sehr geehrte Frau Professor!

Herr K., der für Ihre w. Zuschrift bestens dankt, ist zu seinem Bedauern aus prinzipiellen Gründen nicht in der Lage, die Absicht, über seine Werke zu schreiben, durch eine Beantwortung von Fragen zu unterstützen. Davon abgesehen ist er aber der Meinung, daß die in dem frdl. eingesandten Fragebogen enthaltenen Punkte — deren etliche, wie die Frage nach den Geburtsdaten, ja schon im Literaturkalender beantwortet sind — nicht das Geringste mit den Werken eines Autors, zumal mit seinen Werken, zu schaffen haben. Vor allem müßte er die Frage nach »Militärzeit, Feldzüge« (nicht zu verwechseln mit der Rubrik »Jahre des Erfolgs«) ebenso unbeantwortet lassen wie die nach »Orden, Titel, Sonstiges«. Dagegen möchte er Ihnen nicht verhehlen, daß er von einem Literaturleben, wo an die Autoren solche Fragen überhaupt gestellt werden können und die Autoren Fragen wie die nach »Verwandtschaft mit bekannten Persönlichkeiten«, »Widerstände in der Laufbahn« u. dgl. selbst beantworten können, eine nur sehr geringe Meinung hat. Natürlich ist er weit davon entfernt, Sie für den Inhalt des gedruckten Fragebogens, den ja das »Archiv für publizistische Arbeit« verfaßt hat, verantwortlich zu machen. Was Ihre eigene Absicht anlangt, über seine Werke zu schreiben, so ist er allerdings der Meinung, daß dies eine Angelegenheit ist, die bis zum Stadium der Verwirklichung nur den Kritiker und nicht den Besprochenen angeht. Indem wir Ihnen aber seinen Dank für Ihre freundliche Mitteilung wiederholen, zeichnen wir

mit ausgezeichnete Hochachtung
Der Verlag der Fackel.

* * *

Zuschrift eines Lesers:

Wien, 21. Sept. 1919.

An den Verlag »Die Fackel«, Wien III/2.

Die Empörung diktiert mir diesen Brief. Ich habe mich in den letzten Jahren an viele Dinge gewöhnen müssen und habe ertragen, was nicht zu ändern war. Daß mir die geistige Nahrung verteuert und schließlich unerreichbar gemacht wurde, brachte mich am meisten in Wallung und deckte mir viele Zusammenhänge auf, gegen die ich aber nicht ankämpfen konnte. Mein einziger Trost waren die Fackelhefte, ein erschwinglicher Genuß, der mir über die Niedertracht der Zeit hinweghalf. Auch den ersten Akt der Tragödie konnte ich mir zufällig noch kaufen. Aber unnennbarer Grimm faßte mich, als ich sah, daß ich auch davon werde lassen müssen. »Weltgericht« 12 Mark und II. — V. Akt 24 Kronen, das ist der Höhepunkt! Ich weiß nicht, wieviel Millionen 12 Mark in deutschösterreichischer Währung ergeben, und es ist auch ganz gleichgültig, da ich weder das eine noch das andere Geld bezahlen kann. Daß aber ein Buch, in Wien im Verlag der »Fackel« erschienen, 24 Kronen kostet, ist eine Schande, die ich in alle Welt hinaus-schreien möchte. Der Verfasser weiß gewiß, daß der Großteil seiner Bewunderer arm ist und sich solche teure Bücher nicht leisten kann. Legt er Wert darauf, daß sein Werk bloß von wohlhabenden Idioten und Bürgern mit Bauch und Bart gelesen wird, oder spricht er auch zur Jugend? Wie sollen »Junge leichter zu ihm finden«? Fühlt der Autor diesen Zwiespalt, dann lasse er den Druck einstellen und warte auf bessere Papierpreise. Oder er danke als Mensch ab und stehe als Händler vor mir, der seine , Ware anbringen will, solange sie noch frisch ist. — —

*

Wien, 6. Oktober 1919.

Herrn — — —

Nicht der Ton Ihres Schreibens, dessen Unbesonnenheit Sie eben noch davor bewahrt hat, den Vorwurf des Wuchers auszusprechen, wohl aber die sachliche Unwissenheit im Verein mit dem offenen guten Glauben verdient die folgende aufklärende Antwort:

Das Werk »Weltgericht« ist nicht in unserem Verlage erschienen. Die »Fackel«, sowohl als periodische Folge, die Sie selbst einen »erschwinglichen Genuß« nennen, wie als die Sonderpublikation, deren Preis bei weit geringerer Auflage nur unbeträchtlich höher ist, ist die weitaus billigste Druckschrift, die heute irgendwo in Europa erscheint. Die Zumutung, mit einer Publikation zu »warten«, bis die Herstellungspreise niedriger werden, sie also vermutlich nie mehr erscheinen zu lassen, läßt eine Erörterung nicht zu. Daß die Unzufriedenheit über die Verteuerung der Fleischpreise seit jeher eine gelindere war als über die eines Literaturwerkes, ist bekannt. Immerhin sollte die Möglichkeit, den Genuß eines solchen zugleich einer Mehrheit vermitteln zu können, selbst dann beruhigend einwirken, wenn der Verdacht zurecht bestünde, daß der Verschleißer der »geistigen Nahrung« gleich dem Lebensmittelwucherer den Notstand zu seiner Bereicherung ausnützt. Eine derart absurde Vermutung haben Sie dem Verlag der Fackel gegenüber gewiß nicht im Sinne, wiewohl Sie »Empörung« und »unnennbarer Grimm« darüber erfassen, daß »der II.—V. Akt

24 Kronen kosten«. Diese zwei Hefte, die 516 Seiten und vier Beilagen enthalten, kosten in Wahrheit 20 Kronen. Die 20%ige Erhöhung — in Deutschland nur eine 10%ige —, die den Buchhändlern nach Korporationsbeschluß zu dem auf dem Titelblatt angegebenen Preise einer jeden Druckschrift, auch der Fackelhefte beliebt, beklagen wir sehr, sind aber an ihr ebenso unschuldig wie unbetheilt. Der Käufer kann sich gegen solche Teuerung durch einen direkten Bezug beim Verlag schützen. Der Verlag könnte sich gegen eine Ungebühr, wie sie Ihnen, namentlich am Schluß Ihres Schreibens, beliebt hat, solange sie nicht die Form einer konkreten Beschuldigung annimmt, höchstens durch Nichtbeachtung schützen. Er hat es aber vorgezogen, Ihnen eine sachliche Belehrung zu erteilen, weil er eben die Jugend, der Sie sich zuzählen, als Milderungsgrund für Ihre Auslassung gelten lassen wollte. Wir sind überzeugt, daß Sie es nicht böse gemeint haben und demgemäß mit Dank für die empfangene Aufklärung sowohl Ihren Zorn wie den anmaßenden Ton seines Ausdrucks bereuen werden ¹.

Der Verlag der Fackel.

* * *

Wien, 16. Juni 1910.

Herren

Klose & Seidel
Büro für Zeitungsausschnitte

Berlin NO. 43
Georgenkirchplatz 21

Wir möchten Sie einmal fragen, ob Sie uns wirklich Proben Ihrer Leistungsfähigkeit darbieten wollen, wenn Sie uns Zitate aus der »Fackel« schicken, die sich bei näherem Hinsehen als Zitate aus einer ganz andern »Fackel« herausstellen. In früheren Jahren sandten Sie uns alle Hinweise auf ein deutsches sozialdemokratisches Fachblatt ein, das »Die Fackel« heißt. Später alle Nachdrucke von Skandalzeitungen aus einer ebensolchen, die in Frankfurt erscheint und sich den Namen »Die Fackel« anmaßt. Daß Sie uns nie Hinweise auf unsere eigene Fackel einsenden, mag daraus zu erklären sein, daß keine erscheinen, weil eben unsere Zeitschrift in Deutschland viel weniger häufig zitiert wird und viel weniger bekannt ist als das gleichnamige Skandalblatt. Immerhin mag es löblich sein, daß Ihrer Aufmerksamkeit die Nennung einer »Fackel«, welche immer es sei, nicht entgeht, und es wäre vielleicht unbillig, von Ihnen eine genaue Unterscheidung, d. h. Prüfung des zitierten Artikels zu verlangen, die Sie dann freilich der Mühe einer Zusendung an unsere Adresse überheben würde. Diesmal aber schicken Sie uns gar den Ausschnitt eines Artikels, der sich ausdrücklich auf »die großholländische Zeitschrift 'de Toors' (Die Fackel)« bezieht. Hier konnte sich also auch bei einer oberflächlichen Betrachtung kein Zweifel ergeben, daß die großholländische

¹ Was er in einer loyalen Zuschrift getan hat. KK

und nicht die deutschösterreichische »Fackel« zitiert war und daß Sie besser täten, sich mit der Probe Ihrer Aufmerksamkeit statt nach Wien nach Amsterdam zu wenden. Da es nun unseres Wissens auch in Budapest, Bukarest, Petersburg und anderen Städten Zeitschriften gibt, die den Namen »Die Fackel« führen, und da der Fall, daß die unsere in deutschen Blättern zitiert wird, sich ohnedies kaum ereignen dürfte, so ersuchen wir Sie dringend, Ihre freundliche Aufmerksamkeit künftig bloß darauf verwenden zu wollen, uns nichts mehr zuzusenden und unsere Adresse aus Ihrem Verzeichnis zu streichen, was Ihnen wohl ein umso geringeres Opfer sein wird, als wir ja nicht zu Ihren Abonnenten zählen und die Zusendung von Ausschnitten, die sich auf die »Fackel« beziehen, nicht erbeten haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Verlag der Fackel.

* * *

Wien, 16. Oktober 1919.

An die

Pacific—World—Union

Den Haag (Niederlande)
Van Imhoffstreet 45

Sie senden uns Nr. 10 Ihrer Zeitschrift 'The Word', in der Sie einen Aufsatz unter dem Titel »Aufbau« (wohl statt »Aufbau«) von Karl Kraus, aus der Deutschen Montagszeitung vom 25. IX. ¹ 1919 nachdrucken. Wir ersuchen Sie in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift 'The Word' mitzuteilen, daß Herr Karl Kraus nie unter dem Titel »Aufbau« eine Arbeit in der Deutschen Montagszeitung veröffentlicht hat. Es handelt sich um einen Nachdruck aus seiner »Gespenster« betitelten, in der *Fackel* erschienenen Arbeit, den mithin jene Berliner Zeitung eigenmächtig vorgenommen hat, und wir sind, da wir erst durch Ihren Wiederabdruck von dieser Tatsache erfahren, vorläufig außerstande festzustellen, ob die Weglassung der Quelle der Deutschen Montagszeitung oder Ihnen zuzuschreiben ist. In jedem Fall sind wir berechtigt, Sie um die Feststellung zu ersuchen, daß der angeblich »Aufbau« betitelte Aufsatz ein Bruchstück aus einer größeren Schrift »Gespenster« vorstellt und daß dieses Werk, wie alle Arbeiten des Autors, in der Wiener *Fackel* erschienen ist und mit seinem Wissen nie in der Deutschen Montagszeitung oder in irgend einer Tageszeitung hätte erscheinen können. Wir werden, da wir durch Ihre Zusendung von dem Vorgehen der Deutschen Montagszeitung in Kenntnis gesetzt wurden, an diese Redaktion, die uns nicht einmal ein Belegexemplar zugestellt hat, mit der Aufforderung herantreten, die Unrechtmäßigkeit ihres Abdrucks festzustellen und ein Honorar zu Gunsten der Kriegsbeschädigten zu bezahlen. Wir richten an Sie das gleiche Ersuchen und hoffen, daß Sie gemäß der Berechtigung unserer Beschwerde und im Sinne Ihrer humanitären Bestrebungen sich gern bereit finden werden, uns den Betrag von

¹ Es sollte wohl 25. VIII. oder 22. IX. heißen. KK

10 holländischen Gulden zu Gunsten des Zentralverbandes der deutsch—österreichischen Kriegsbeschädigten zuzusenden. Wir glauben, daß nicht nur das auf dem Umschlag der Fackel ständig angebrachte Nachdrucksverbot, sondern auch die den Autor schwer schädigende Mitteilung, die ihn als Mitarbeiter einer Tageszeitung erscheinen läßt, unsern Anspruch auf ein weit höheres Nachdruckshonorar rechtfertigen würde, und überlassen es Ihrem Ermessen, ob Sie dem wohltätigen Zweck ein größeres Honorar zuwenden wollen.

Schließlich müssen wir Ihnen noch mitteilen, daß Herr Karl Kraus sich nicht weniger durch die Entstellungen, die wir zunächst in Ihrem Wiederabdruck konstatieren konnten, autorrechtlich benachteiligt fühlt, und wir ersuchen Sie deshalb, in der nächsten Nummer von 'The Word' die folgende Richtigstellung zu veröffentlichen und uns gefl. ein Belegexemplar dieser Nummer zuzusenden.

Der Titel »Aufbrau« statt »Aufbau« rührt nicht vom Autor her.

In der 10. Zeile soll es heißen: *vervollkommnet*;

14. statt »ach«: *auch*;

25. »in Besitz«: *im Besitz*;

28. »feine«: *seine*;

29. »wenneer«: *wenn er*;

31. »im Erbarmen«: *um Erbarmen*;

51. »edingt«: *bedingt*;

Indem wir Ihnen im Voraus für die Gewährung dieses Ersuchens danken, zeichnen wir

in vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

*

The Hague, den 24. Oktober 1919.

Verlag Die Fackel

Wien, III.

Hintere Zollamtsstraße 3.

Sehr geehrte Herren.

Wir erhielten Ihr Schreiben vom 16. Oktober 1919, das uns einigermassen in Verwunderung setzte. Sie beschwerten sich über den Nachdruck eines Artikels aus der Deutschen Montagszeitung, der, wie Sie feststellen, der Fackel entnommen ist. Woher der Beitrag entnommen ist, ist für uns absolut gleichgültig, weil wir uns lediglich an die Tatsache zu halten haben, daß wir ihn als Originalbeitrag in der Deutschen Montagszeitung vom 25. IX. ¹ 1919 gefunden haben und ihn juristisch in vollkommen zulässiger Art und Weise unter Angabe der für uns allein bekannten Quelle in unserer Presserevue publiziert haben. Allein die Tatsache, daß er in unserer Presserevue unter voller Angabe der Quelle genannt ist, beweist, daß es kein Originalbeitrag unserer Zeitung ist, womit Ihre Beschwerde, daß wir den Verdacht erweckt hätten, den Autor des Artikels als Mitarbeiter einer Tageszeitung hinzustellen, hinfällig wird ². Wie Sie mit der Deutschen Montagszeitung die Ange-

¹ Was unmöglich ist. KK

² Wird nicht durch die Stelle, sondern höchstens durch den guten Glauben an die Quelle hinfällig. KK

legenheit erledigen, interessiert uns sehr wenig. Ihr Ersuchen an uns, eine Entschädigung für »die Unrechtmäßigkeit des Abdrucks« zu zahlen, lehnen wir ab, da wir nicht gewillt sind, uns in dieser Form auf die Tatsache festlegen zu lassen, als hätten wir eine unrechtmäßige Handlung begangen. In einer andern Form wären wir sehr gern bereit gewesen, die zugunsten des Zentralverbandes der deutsch—österreichischen Kriegsbeschädigten geforderte Summe zu bezahlen.

Was die Druckfehler in dem Artikel anbelangt, so bedauern wir dieselben, sehen uns jedoch, da es sich um keinen Beitrag für unsere Zeitung ¹ handelt, nicht verpflichtet, die von Ihnen gewünschte und in der Praxis vollkommen wertlose Berichtigung zu bringen. Im übrigen glauben wir darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß es uns sehr merkwürdig berührt hat, daß Sie im Verlaufe Ihres Briefes chronisch den Titel unserer Zeitschrift falsch gebrauchen ², obgleich Ihnen doch laut Ihrem Brief Nummern unseres Blattes vorgelegen haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Breithaupt

The Pacific—World—Union, The Hague
*

Wien, 16. November 1919.

An

Pacific—World—Union

Den Haag (Niederlande)
Van Imhoffstreet 45

Ihr Schreiben vom 24. Oktober haben wir erhalten und ersehen daraus, daß die Deutsche Montagszeitung den Aufsatz ohne Quellenangabe abgedruckt, also nicht nur dem Autor, sondern auch dem Verlag der Fackel entwendet hat und daß Sie sich für berechtigt hielten, ihn als der Deutschen Montagszeitung entnommen abzudrucken. Wir haben im vorhinein erklärt, daß wir im Zweifel waren, ob die Weglassung der Quelle Ihnen oder der Deutschen Montagszeitung zuzuschreiben sei. Daß die Deutsche Montagszeitung den Aufsatz nicht nur ohne Erlaubnis, sondern auch ohne Quellenangabe abgedruckt hätte, konnten wir — weil ja solche Fälle von journalistischem Straßenraub denn doch selten sind — umsoweniger vermuten, als Sie uns an die richtige und genaue Adresse der Fackel in Wien und nicht etwa durch die Deutsche Montagszeitung in Berlin ein Belegexemplar geschickt hatten, demnach zu wissen schienen, daß Herr Karl Kraus Herausgeber der Fackel und nicht Mitarbeiter der Deutschen Montagszeitung und der Aufsatz in der Fackel gestanden sei. Ob Sie der Deutschen Montagszeitung ein Belegexemplar gesandt haben, was nach Ihrer nunmehr deklarierten Auffassung gewiß korrekt wäre, wissen wir nicht, das an die Fackel gesandte haben wir erhalten und uns die Sache so zurechtgelegt, daß Sie die von dem Berliner Blatt der Fackel entnommene Arbeit irrtümlich mit Weglassung

1 Abgesehen von der ungebührlichen Wertverteilung wären Druckfehler eher bei einem Manuskript als bei einer gedruckten Vorlage zu rechtfertigen. KK

2 In der Maschinschrift des Briefes war tatsächlich statt 'The Word' 'The World' gesetzt. KK

der dort zitierten Quelle resp. unter Verwechslung der Quelle — was ja vorkommen kann — gedruckt haben und so sehr im guten Glauben waren, daß Sie das Belegexemplar an den richtigen Ort gelangen ließen. Da Sie sich nun nicht einmal einer Verwechslung bewußt sind, sondern die Quelle angegeben haben, die Ihnen ausschließlich bekannt war — und die Zusendung des Exemplares wäre dann eine damit gar nicht zusammenhängende Freundlichkeit —, so haben Sie gewiß vollkommen recht, es peinlich zu empfinden, daß Sie sich auf die Tatsache einer unrechtmäßigen Handlung festlegen lassen sollen. Nun möchten wir Ihnen aber doch zu bedenken geben, daß Ihre Handlung so lange keine rechtmäßige ist, als Sie nicht nachweisen können, daß entweder der Autor des von Ihnen nachgedruckten Aufsatzes oder die Zeitung, der Sie ihn entnommen haben, Ihrem Nachdruck zugestimmt hat. Das Verlangen des Autors nach einem Nachdruckshonorar aber wäre nur dann ein unrechtmäßiges, wenn Sie bereits die Deutsche Montagszeitung, die Sie doch für die Besitzerin jenes geistigen Eigentums angesehen haben, für den Nachdruck entschädigt hätten. Wir vermuten, daß dies nicht der Fall ist, und sind überzeugt, daß Sie für das Recht des Autors auf ein Nachdruckshonorar ebenso wie für seinen Wunsch, es den Kriegsbeschädigten zuzuwenden, Verständnis haben werden. Keinesfalls könnte er der Auffassung zustimmen, daß seine Arbeit deshalb, weil sie von einer Zeitung gestohlen wurde, zur »Pressestimme« werde. Wohl kann es nach Ihrer Aufklärung gar keinem Zweifel unterliegen, daß Sie beim Diebstahl der Deutschen Montagszeitung — die nicht allein das Autorrecht des Verfassers, sondern auch das Eigentumsrecht des Verlags der Fackel verletzt hat — nicht den Hehler gemacht haben. Aber vielleicht werden Sie einsehen, daß Sie selbst einen Artikel ohne Erlaubnis veröffentlicht und im guten Glauben an das Recht der Deutschen Montagszeitung es unterlassen haben, sie entweder von ihr oder vom Autor zu erbitten. Gewiß, Sie haben im Gegensatz zur Deutschen Montagszeitung eine Quelle angegeben. Aber können Sie im Ernst behaupten, daß Sie dem Autor gegenüber »juristisch in vollkommen zulässiger Art« handeln, wenn Sie ihm nachträglich sowohl das Honorar wie die Feststellung des Ihnen doch nunmehr bekannten Sachverhalts verweigern? Und wenn Sie selbst nach dem holländischen Preßgesetz ein Recht hätten, bestünde nicht Ihre moralische Verpflichtung schon durch die Schwierigkeit, die dem Autor erwächst, zwischen Wien und Holland das seine zu finden? Daß Sie dies selbst fühlen, geht wohl aus Ihrer Versicherung hervor, daß Sie »in einer andern Form sehr gern bereit gewesen wären, die zugunsten der Kriegsbeschädigten geforderte Summe zu bezahlen«. Die andere Form wäre, nachdem wir zur Kenntnis genommen haben, daß Ihnen die Quelle der Fackel nicht vorgelegen hatte, Ihre Anerkennung, daß der Autor des Aufsatzes Anspruch auf ein Honorar auch für den mittelbaren Nachdruck habe.

Wenn Sie aber die Entschädigung des Autors gebührend finden, so hoffen wir, daß Sie auch in die Wiederherstellung seines geistigen Eigentums willigen werden. Wenngleich Sie daran weniger interessiert sind als er und es eigentlich ihm überlassen müssen, auf

eine »in der Praxis vollkommen wertlose Berichtigung« trotzdem Wert zu legen, so muß doch gesagt werden, daß auch von der Zeitschrift, die einen Artikel der Aufnahme würdigt, eine gewisse Achtung vor dessen Unversehrtheit verlangt werden kann. Wenn sie es für völlig wertlos hält, ob ihre Leser auch sinnbeirrende Druckfehler (wie an der Stelle, wo von Snobismus die Rede ist, »feine« statt »seine«) korrigiert finden, so ist nicht zu verstehen, warum sie Wert darauf gelegt hat, den Artikel zu veröffentlichen. Das selbstverständliche Recht des Autors auf sein sprachliches Gut wollen wir erst nicht betonen. Sie werden gewiß unserer Meinung beipflichten, daß auch hier die Schwierigkeit einer Rechtsdurchsetzung nicht zur Verkürzung eines moralischen Anspruchs gereichen sollte, und so hoffen wir, daß Sie wenigstens in einer allgemeinen Mitteilung, daß der Aufsatz etliche Druckfehler enthalten hat, jenen größten berichtigen werden. Wir schöpfen diese Hoffnung nicht zuletzt aus Ihrer eigenen Empfindlichkeit, vermöge deren es Sie »sehr merkwürdig berührt hat«, daß in unserm Schreibmaschinbrief der Titel Ihrer Zeitschrift »World« statt »Word« gesetzt war, was im Zusammenhang mit dem Haupttitel »Pacific—World—Union« zwar ein weit entschuldbareres Versehen ist als die Entstellung von Gedanken durch den Druck, von uns aber, wie Sie sehen, ohneweiters berichtet wird.

Wir fassen also unser Ersuchen, unter Verzicht auf jedes juristische Argument und im Vertrauen auf seine moralische Berechtigung, dahin zusammen, daß wir um Feststellung der Tatsache, daß jener Aufsatz in der Fackel, in der Deutschen Montagszeitung jedoch nur unrechtmäßig erschienen ist, bitten; ferner um Richtigstellung des störendsten Fehlers; und schließlich um Übersendung eines Nachdruckshonorars von zehn holländischen Gulden an unsere Adresse oder direkt an die Adresse des Zentralverbandes der deutsch—österreichischen Kriegsbeschädigten Wien I. Landskrongasse 1. Um Ihnen die Billigkeit dieser Begehren, aber auch die Gerechtigkeit ihrer Erfüllung darzutun, diene Ihnen noch die Versicherung, daß Herr Karl Kraus, wenngleich er — gemäß dem Vermerk auf dem Titelblatt der Fackel — im Allgemeinen einen Nachdruck seiner Arbeiten verbietet, ihn im gegebenen Fall unter den Bedingungen: Zahlung jenes Betrages für den Kriegsfürsorgezweck und Zusendung eines Korrekturabzugs, aber eben nur unter diesen Bedingungen bewilligt hätte, wenn Sie an ihn zwecks Bewilligung herangetreten wären. Aus dem Umstand, daß dies nicht geschehen ist, sollte aber weder ihm noch der Sache, der er helfen will, ein Nachteil erwachsen. Da diese Ansicht gewiß auch Ihrem ethischen Geschmack entspricht, so werden Sie umso größeren Wert darauf legen, nun, da Sie von der Beschaffenheit der Ihnen vorgelegenen Quelle als eines unsaubern Ursprungs unterrichtet sind, sich von dem Vorgehen des Berliner Blattes merklich zu unterscheiden, mit dem die Angelegenheit zu erledigen Sie mit vollem Rechte uns überlassen. Sie werden, ganz wie Herr Karl Kraus es ablehnt, vor Ihrer und vor der Berliner Öffentlichkeit als Mitarbeiter der Deutschen Montagszeitung zu erscheinen, das Bedürfnis empfinden, die Mitarbeit der Deutschen Montagszeitung an Ihrer Zeitschrift ungeschehen zu machen. Wir sprechen die Er-

wartung aus, daß diese, wie durch ihre Tendenz, so auch durch die Wiedergutmachung dieser Angelegenheit bekunden wird, daß sie der Methode der Gewalt eine moralische Lösung vorzieht, und daß es auch im journalistischen Völkerrecht einen Unterschied zwischen Haag und Berlin gibt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel ¹.

Lammasch und die Christen

Gesprochen am 11. Januar

Nach seinem Hingang bleibt der Wunsch zurück, daß die Zeit, die seines Lebens nicht würdig war, durch sein Andenken Ehre gewinnen möge. Aber sie wird es nicht tun, und über die Ehre, die sich die Reichspost nimmt, an seinem Sarg Tränen zu vergießen, und die Neue Freie Presse, selbst die zu unterschlagen, wird das Andenken nicht dauern. Diese, ihr Dunkel an seiner Lichtgestalt rächend, hat es ihm nicht vergessen, daß er unter Herrenhausmitgliedern die einzig fühlende Brust war; jene aber glaubt ganz nebenbei wie von einer stolzen Gewißheit, von der man weiter nicht Aufhebens macht, erwähnen zu sollen, es sei ja »kein Geheimnis gewesen, daß er, der seine religiösen Pflichten als Katholik nie versäumte, der christlich—sozialen Partei sehr nahe stand«. Und sie wird sogar resoluter, indem sie aus dem reinen Bewußtsein, daß zwischen ihr und Lammasch alles in Ordnung war, den Versuch der Arbeiter—Zeitung zurückweist, »zwischen dem großen Gelehrten und den christlichen Parteien«, die sie samt und sonders als »Afterchristen« zu bezeichnen wage, »einen möglichst großen Gegensatz zu konstruieren, um desto bequemer die eigene Partei an dem internationalen Ansehen des großen christlichen Rechtslehrers schmarotzen lassen zu können«.

Aber der Herr Funder möge von mir den Rat annehmen, sich mit seinen Beziehungen zu Lammasch nicht zu mausig zu machen. »Afterchristen« ist gar kein Wort, das an jene Charakterisierung heranreichen würde, die Lammasch für ein Christentum übrig hatte, das sich fünf Jahre lang unter der Kanone bewährt, den Weltkrieg aus der Perspektive der als Kriegsandenken heimgebrachten Russenlebern und Serbenbeuscheln begrüßt, und in Verehrung eines entmenschten Soldatenvaters, zwischen Marschallstab und Kernstock, empfohlen hatte, aus Welschlandfrüchtchen blutroten Wein zu pressen. Hoffentlich ist der Herr Funder nicht allzu neugierig, zu erfahren, wie Lammasch über die Kriegsschuld, der Habsburger sowohl wie ihrer journalistischen Lakaien, gedacht und ob er, in der Frage nach der Gesinnung im Krieg wie insbesondere nach der Bestrafung vor einem internationalen Gerichtshof,

¹ Auf dieses Schreiben ist bis Mitte Januar keine Antwort eingetroffen. Das Berliner Blatt hat auf ein Telegramm, in welchem zunächst die Zusendung eines Belegexemplares angesprochen wurde, geantwortet, die Angelegenheit werde nach Rückkehr des Chefredakteurs erledigt werden. Auf ein zweites Telegramm ist keine Antwort erfolgt. Bisher konnte nur festgestellt werden, daß weder in der Nr. vom 25. August noch in der vom 22. September — der 25. IX., den das holländische Blatt angibt, war kein Montag — ein Abdruck enthalten war. Die Möglichkeiten des Journalismus sind grenzenlos, seine Wege schwer erforschlich. Die Angelegenheit wird weiter und, nachdem der Augenschein erfolgt ist, gerichtlich verfolgt werden, wenn das Blatt die ihm aufzuerlegende Buße zugunsten der Wiener Kinder und das öffentliche Geständnis seiner Tat verweigern sollte. KK

etwa einen Unterschied zwischen einem erzchristlichen und einem erzjüdischen Zeitungsherausgeber gemacht hat. Zwischen den Wortführern jener Mächte, die bei allem Widerstreit im Wort doch herzeinig waren und sind in den Gedanken, in aller Wirrnis der Sprachen doch verbunden durch alle Tugenden Babylons. Parteigänger des Geldes und der Gewalt gegen den Geist und gegen die Güte. Die Gott nicht gegeben haben, was Gottes, und dem Menschen nicht, was des Menschen, aber dem Kaiser gegeben haben, was nicht des Kaisers ist. Die der Monarchie unser Blut geweiht haben, um das eigene Gut der Republik zu versagen. Und lasse sich der Herr Funder zum Beweise der Übereinstimmung des Verstorbenen mit den »christlichen Parteien« und insbesondere mit der Reichspost nicht dazu hinreißen, Briefe Lammasch's an ihn zu veröffentlichen. Denn es könnte sich am Ende erweisen, daß Lammasch zwar seine religiösen Pflichten als Katholik nie und selbst im Kriege nicht versäumt hat, ja sogar bestrebt war, die Reichspost für die katholische Weltanschauung zu gewinnen, daß er aber schließlich mit dem Bewußtsein, jeder andern Partei näher zu stehen als einer christlichen, es aufgeben mußte und so zwischen werbender Hoffnung und stillem Verzicht alle Ohnmacht des Bibelchristentums gegen das Fibelchristentum tragisch erlebt hat. Für dieses Kapitel wie für jedes andere, worin die Reichspost in ein Gedränge mit den Problemen der Kultur und der Humanität kommen könnte, möchte ich Leuten, denen ja doch das Talent der jüdischen Presse fehlt, eine schlechte Sache durch Frechheit ermöglichen zu wollen, den Rat geben, es lieber mit der Bescheidenheit zu versuchen, sich in einen jener tausend Schützengräben zu verkriechen, durch deren Rekommandierung sie sich gesund erhielten, und unter allen Umständen abzutreten, wenn der Sarg Lammasch's vorbeikommt: auf den Friedhof der Menschheit, wo jüdische und christliche Zeitungsleute viribus unitis dem Vaterland geopfert haben.

Die allerletzten Tage der Menschheit.

— — Die Dunkelheit wurde von vielen Leuten dazu benützt, *um die armen, stöhnenden Opfer des Eisenbahnunglücks* (bei Celakowitz), *die hilflos, ohnmächtig dalagen, auszuplündern*. Bei schärferem Hinsehen konnte man bemerken, wie sich diese Hyänen auf ihre Opfer stürzten, *hastig Uhr und Kette den am Boden Liegenden entrissen und krampfhaft nach der Geldbörse suchten*. Nur dem baldigen Einschreiten des Militärs, das die Ordnung aufrecht erhielt und sich auch der Hilflosen annahm, ist es zu danken, daß die Bedauernswerten nicht bis auf die nackte Haut ausgeplündert wurden. Nichtsdestoweniger wurde *fast alles Gepäck der Verletzten gestohlen*. Durch das taktlose Verhalten vieler Neugieriger, die sich bis in die nächste Nähe der auf Tragbahnen, die man rasch aus den Trümmern der Waggons zurechtgerichtet hatte, liegenden Verwundeten herandrängten, litten diese natürlich sehr; auch war es durch dieses Verhalten der Zudringlichen sehr erschwert, Ordnung zu machen. Einzelne, die ihre Angehörigen suchten oder aus bloßer Neugierde längs der Wagentrümmer im Finstern hin und her liefen, *traten die am Boden Liegenden mit Füßen*. *Das Stöhnen der Verletzten und die ins Weite hallenden*

Wehrufe, wenn die raubgierige Menge mit den Füßen in Wunden trat, ließen das Blut in den Adern erstarren, und es gehörten starke Nerven dazu, den Kopf nicht zu verlieren. Die freiwillig den Hilfsdienst versehenen Offiziere mußten mit gezogenen Revolvern und mit der Drohung, jeden zu erschießen, der nicht folge, Ordnung machen. Erst als von der Station aus genügend Lampen und Fackeln gebracht worden waren, löste sich das Chaos allmählich auf.

Dies entmutigt mich, die von mir beschriebenen Tage der Menschheit für ihre letzten zu halten. Aber es gehört dazu und ist schließlich nichts anderes als was die Gut— und Blutsauger von anno 14 beschlossen haben. Auch hier geschieht, was längst geschah. Am Ende liegt eine verunglückte Menschheit auf der Fortschrittsbahn und wird von jenen überwältigt, die noch Hände haben. Es geschieht allerorten. Um leben zu können, bleibt nichts als Leichenraub. Der Mensch ist gut. Ist der Mord keine Vorbereitung, so ist er nur eine Gelegenheit. Von allen Seiten kommen Sieger. So verbluten Menschen und Völker, so verbluten selbst Hyänen, wenn ihrer zu viele waren. Noch glaubt der Sterbende den Samariter zu sehen, der ihm den Herzschlag fühlt; da hat im Zwielight dieser letzten Nacht, im Dunkel dieses Abschieds jener schon sein Werk getan. Geld her und das Leben! Wie sank die Welt, seit ihr die Ehre befohlen war, zum Schuft! Und jene erblassen nicht, die Blutbadhuren, die animiert hatten, es werde ein Stahlbad sein und ein Seelenaufschwung kommen wie noch nie. Sie geben den Republiken die Schuld; sie danken insgeheim den Imperatoren, die es angerichtet haben. Und plätschern wohligh in dem Diebstahlbad, dessen Wohltat der grause Schmutz ist, der ihre Blößen deckt, und lachen der Sonderlinge, die zwar rein geblieben, doch auf dem Trockenem. Die gehen bei Tag durch einen Angsttraum, und jeder Blick in die Zeitung, jeder Schritt übers Trottoir zwingt sie, um dem Wahnsinn zu entfliehen, zu dem Glauben, die Welt sei von einem tollen Hund gebissen worden. Dringen denn nicht Wehrufe von Sterbenden herüber, denen Räuber in die Wunden traten? Wurde nicht überall Foxtrott getanzt, als es dort geschah? Rasen die Menschen nicht wie eh und je, wenn wer immer aus dem Theater kam, Tenorist oder Terrorist? Hat nicht das Auditorium in Budapest die zum Tode Verurteilten um Autogramme bestürmt? Ich gehe nicht mehr ins Leben, um nicht meine Vorstellung erfüllt zu finden; den andern genügt selbst die Wirklichkeit nicht. Hier fiel eine Frau durch Hunger; sie konnte noch die Worte hervorbringen, daß der Verkauf der Gobelins eine Schmach wäre. Männer schoben vorbei, mit Klauen statt Händen und mit Gebissen, die Valuten zermahlen können, geteilt durch einen Gürtel, oben für Raub und unten für Fraß. Der Blick der Frauen, ganz nach dem Westen gerichtet, begehrt Liebe von einer stabilen, wenn schon nicht ewigen Währung. Junger Italiener sucht, was er längst gefunden haben müßte, schönes, intelligentes Fräulein für deutsche Konversation, ist auch geneigt, nähere Bekanntschaft zu schließen, wie die wohlinformierte Neue Freie Presse erfährt. Dazu braucht man *sie!* Die Uniform des Siegers besiegt die Uniform des Besiegten. Wenn auch der Bruder, am Monte Gabriele noch ohne Grab ist, so hilfts doch dem Gatten, und es gibt kein schöneres Gefühl, als so erliegend doppelt verachtet zu sein. Und keine bessere Mission in Europa, als so den Sieg zu ernten. Welch dreifarbiges Pracht von Held, Händler und Hengst entschädigt uns für alle Armut! Wer Ihm, als er alles reiflich erwog, diese etwas unsaubere Himmelfahrt mit dem Anbot, dazu das Gewand zu verkaufen, vorausgesagt hätte! Man hat ihn drangekriegt. Was wollen Sie von mir haben, kann ich Armeen aus der Erde

stampfen? rief ein Besiegter, dem ein Waggon in der flachen Hand wuchs. Man darf nicht generalisieren, aber wo die Männer nichts mehr zu bieten haben, haben die Weiber noch den Schmuck ihrer Ehre und vor allem die Ehre ihres Schmucks, das letzte was ihnen geblieben ist. Berchtold fehlt. Er ißt in der Schweiz Aähskafee. Den würde er auch hier kriegen. Ein Falter über Totenschädeln, gaukelt Schumpeterl vorbei. Ein Damenschneider? Nein, ein Finanzminister, der sich gewaschen hat. Liebling der Frauen, der den Männern auch nicht weh getan hätte. Eine Koalition aller Parteibekennnisse, das nicht-gewünschte bitte zu durchstreichen. Ein vorbildlicher Republikaner, der bereit war, den Löwen auch zu spielen, und der bloß, als der Rothschild ins Theater kam, mit einem »Habe die Ehre Herr Baron!« aus der Rolle fiel. Ein Austauschprofessor seiner Überzeugungen, umspannt er eine soziale Welt zwischen jener Wiener Gesellschaft, die Kinderfleisch auf dem Misthaufen zusammenklaubt, und jener, die 6000 Kronen für eine Silvesterloge zahlt, aber besser konvertiert sich mit dieser. Ein Mann, nehmt alles nur in allem, der mehr Gesinnungen hatte, als zum Vorwärtskommen nötig war, und was die Hauptsache, stets à quatre épingles. Ein Mann von Welt, ja von aller Welt, hatte er wie keiner sowohl das savoir wie das faire heraus und last not least auch das vivre, während wir nur das mourir. Così fan tutte, aber nicht jedem gelingt. Man schlägt sich durch die Kontraste. In Favoriten wohnen die Leute in Erdlöchern, weil es da wärmer ist. In der Innern Stadt gehen sie zu diesem Behufe »ins Chapeau«, nicht fürchtend, daß schon die Formel einen Hieb sei es ins Ponem sei es in die Fresse rechtfertigen könnte. Vulkane sind Tanzböden. Bolschewismus ist eine gefährliche Drohung, die nicht verhindern kann, daß in der »Femina« — welch ein Geschlecht! — gesungen wird:

Wir geben den letzten Tizian,
Wenn nur die Mizzi dann
Mit ihrem Strizzian
Foxtrottein kann.

Dies, während Holland absammelt. An einem Gasthaustisch höre ich eine Dame sich rühmen, daß sie Holz gekauft und dreimal so teuer verkauft habe; galante Herren trinken ihr zu, preisen die Gewure, aber ich glaube, sie schwärmt nur für den Marischka. Ich höre einen italienischen Offizier nießen und einen Juden »Salute!« sagen. Er wird schon wissen warum. Einer kennt ein Verfahren, sichs beim elektrischen Zähler so zu richten, daß man beliebig Strom konsumieren kann; man dringt in ihn, aber er sagt es nicht; so egoistisch sind die Menschen geworden. Diese täglichen Bulletins über die Kohlennot gehen ihm schon auf die Nerven. Einer mit vierfachem Kinn, was verboten sein sollte, ein dick verdienender Vampir, findet die ewige Bettelei beim Ausland einfach beschämend. Die Leut wollen einfach nicht arbeiten, ihm wird man nichts erzählen. Glänzend ist der Leitartikel über den Hunger »Schämen wir uns!« im 8—Uhr—Blatt. Wo man heut hingehen soll? Vierzig Lokale stehn im 8—Uhr—Blatt, no da, oben und unten, rechts und links vom Leitartikel. Einer weiß die Adresse von einem Tripot, wo die Arbeiterräte bestimmt nicht hinkommen. Der Präsident der Republik hat doch den Heinrichshof gekauft, er weiß es aus bester Quelle, jedenfalls ein Automobil. Intressant steht heut im Neuen Tag, daß sich der Renner einen Extrazug bestellt hat, *die* Leut leben; Karpeles plagt sich bis in die sinkende Nacht und weiß nicht, wo er das Geld hernehmen soll für den nächsten Monat. Meine Frau hat vorgestern einen Breitschwanz um 60.000 gekauft, aber er hat ihr gestern gesagt, er nimmt ihn um 70.000 zurück. Der Mensch ist gut. Haben Sie gelesen köstlich vom Eisenbahnunglück bei Celakowitz? Bitt Sie, im Krieg sind mehr zugrund-

gegangen, hat sich kein Mensch aufgeregt, übrigens fährt man heut mit dem Antanzug. Daß sie ihnen die Uhren weggenommen haben? Gott, in so einem Gedränge, wo kann man das so genau unterscheiden, bittsie was tut einem nicht der Staat an mit dem Schmuck? No und die Vermögensabgabe is ein Hund? Man greift sich an den Kopf. Wissen Sie, was wir braucheten? Einen Horthy braucheten wir! ... Ein Christ sagt: Weißt was, gehn wir zur Potenz-ecke! Der andere: Was ist das? Jener: No das weißt nicht? Das ist doch die Sirkecke, weißt! Dieser: Wieso? Jener: No, weißt nicht, das ist doch ein Witz vom Fackelkraus! Weißt in dem Theaterstück über die Menschheit.

Géza von Lakkati de Némesfalva et Kutjafelegfaluszég

Gesprochen am 1. Januar

In der letzten Szene des letzten Aktes der letzten Tage der Menschheit, an dem Übergang einer gespenstischen Wirklichkeit in die Gespensterreiche der Glorie, zwischen Sautanz und Totentanz. taucht ein Monstrum auf, das zum Entzücken der nicht weniger entmenschten Kameradschaft sich rühmt, seinem »Burschen« — denn kein Bube ohne Burschen — zur Strafe dafür, daß ein Pferdehuf mit Mist bedeckt war, diesen mit der Spitze seines Säbels in den Mund gestopft zu haben, bittä —! Eine Nuance militärischer Befugnis, vor deren Bestialität die Würde des dabeistehenden Pferdes in Scham erzittert und die wie jedes Handlungselement meines Dramas von der Wirklichkeit nicht allein bestätigt, sondern in jenen Schatten gestellt wird, in dem sich die Phantasie vergebens an das Maß der geschehenen Dinge heranquält. Das Untier, das man sich in der Reihe der blutigen Feschaks als einen chevaleresken Mörder vergegenwärtigen muß; als einen vom Stamme jener Gentry, die da mit Gläsern schmeißen, wenn sie besoffen sind, und die sich rühmen, zugleich mit Arpad nach Budapest, aber später als er aus dem Bordell gekommen zu sein: dieser Sieger mit aufgewichstem Schnurrbart, an dem die Weiber, und mit Pranken, an denen die Männer hängen bleiben, führt, wie dies gar nicht anders möglich ist, den Namen Géza von Lakkati de Némesfalva et Kutjafelegfaluszég: einen Namen, den ich, reiflicher als Franz Josef I. den Weltkrieg, erwogen habe, indem ich einen Kenner von Honvédmöglichkeiten bat, mir eine Reihe solcher Komposita vorzuschlagen, die schwer auszusprechen sind, aber leicht den ganzen Ekel der Epoche vermitteln, da unser aller Leben unter solcher Säbelspitze stand und von Zorn und Gnade dieser stupiden Schufte abhing. Denn es war die Zeit, in der die Krone der Schöpfung einen niedrigeren Kurs hatte als infolgedessen heute die Krone; die Zeit, die vor den Äonen groß dastehen wird durch die bloße Möglichkeit, daß Beethoven hätte von Glück sagen können, wenn er wegen Schwerhörigkeit einen C—Befund bekam, und Schubert, wenn er beim Liebesmahl Klavier spielen durfte. Nun hatten wir doch gehofft, daß zehn Millionen Tote, ein Nachtrab von doppelt so viel Krüppeln und ein Hinterland von hundert Millionen Bettlern nebst Hunger, Kälte, Siechtum und allem Gram unendlicher Gefangenschaft ein genügend hoher Einsatz wären, um dafür wenigstens der Gründer und Stifter verlustig zu gehen, zu deren Beseitigung doch Amerika, das es schon ehemals besser hatte

als unser Kontinent das alte, in den Krieg gezogen ist. Gott sei's geklagt, da uns Wilson verlassen hat: daß diese Hoffnung durch das Erlebnis jener allerletzten Tage der Menschheit enttäuscht wurde, in denen wir es erfahren haben, daß eine allgemeine Nachfrage nach Habsburgern und Hohenzollern besteht und daß in Zentraleuropa eben jene christlich—nationale Gesittung, die den Weltkrieg zur Erweiterung ihres Machtbereichs beschlossen und bis zum Niederbruch genossen hat, ihre Auferstehung feiert und im Angesicht eines von seinem Sieg aufs Haupt geschlagenen Feindes ihre Fronten in Berlin und Budapest etabliert. Eben jene Spießgesellschaft, deren Glieder jedes für sich geeignet waren, die Antipathie aller Rassen des Erdballs zu vereinigen, das Schulter an Schulter von Hurra und Eljen, sie ist aufs neue am Werk, einer Welt das schon wieder verlernte Gruseln beizubringen, und sie scheint damit wenigstens so viel zu erreichen, daß die Welt, ohne Lust zu weiteren Blutopfern, sie als Sieger über die eigene Volksgenossenschaft anerkennt und gewähren läßt, weil diese, untereinander zerklüftet, die heroische Gelegenheit des Weltkriegs versäumt hat, die Waffen nicht nur zu strecken, sondern auch zu zerbrechen. Im Gegenteil hat der Besiegte, in Deutschland wie in Ungarn, den Ehrgeiz gehabt, das in fünf Jahrgängen dieser Hochschule studierte Morden einmal zu eigenem Gebrauch zu probieren, und hat mit solchen bolschewistischen Puschereien den alten Meistern, deren »Wort' und Werke« sie gemerkt hatten, die Gelegenheit gemacht, wieder zu zeigen wie man die Sache richtig anpacke. Denn Bolschewismus ist nicht nur der Versuch, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, sondern auch der Erfolg, daß er bei der andern Tür zurückkehrt. Er findet sie offen, weil die drin sich nur an gestern, nicht an vorgestern erinnern können. Denn der Seele bleibt keine Narbe zurück, prophezeite ich am Beginn dieser Blutzzeit: Der Menschheit wird die Kugel bei einem Ohr hinein und beim andern herausgegangen sein! Wäre die Untat einer einzigen Minute eines vergessenen Weltkriegs im Bewußtsein der Völker lebendig, so wäre es nicht möglich, daß die Preußen, nachdem die Sache im Westen nicht gemacht ist, nun Deutschland erobern, daß sich die Totenkopfhülsen, an der Somme abgewiesen, in die Französische Straße trauben, um dort die letzten Matrosennester auszurauchern. Und bewahrte das Gedächtnis die erste Ruhmestat der Honvéds, wie sie serbische Kinder an jene Mauer warfen, an die sie die serbischen Väter gestellt haben, wahrlich Géza von Lakkati de Nemesfalva et Kutjafelegfaluszég wäre heute nicht damit beschäftigt, die habsburgische Majestät des Galgens wieder aufzurichten. Aber er lebt, er ist da, es behielt ihn nicht, er reist nach Wien und steht an der Sirk—Ecke, um ungarische Flüchtlinge zu fangen, in sein Automobil zu setzen und in sichere Obhut zu bringen, denn extra Hungariam non est vita teschék. Was er dort mit ihnen vorhat, ob er ihnen den Mund nur stopfen oder für immer verschließen will, wird sich zeigen. Darüber entscheidet ein vollkommen gesetzmäßiges Verfahren eines Reaktionstribunals, in welchem im Gegensatz zur Willkür eines Revolutionstribunals von einer Offiziersmesse eingesetzte ordentliche Richter entscheiden, im Namen des ewigen Gottes und Seiner kommenden Majestät, und das mindestens so gewissenhaft sein Urteil schöpfen wird wie ein Auditoriat im Weltkrieg — vorausgesetzt natürlich, daß nicht unterwegs im Walde von Kecskemet ein Automobilunglück passiert und Lakkati mit leeren Händen in Budapest eintrifft bittä! So oder so — wie anders steht Ungarn vor der Welt da als wir, wie anders als der Bettlerstaat, der wir mit Ungarns Hilfe geworden sind, steht ein Räuberstaat da, wie anders als ein Staat der Arbeitslosen ein Staat, der den Willen zur Selbsterhaltung durch den Strick befestigt und hierauf durch die Bande der Dynastie! Denn wenn am

Abschluß einer Revolution der Henker steht, so ist der Habsburger auch nicht mehr weit. Daß diese Revolution so schmutzig sein mußte wie der Boden, auf dem sie wuchs und den ihr die schmutzigste Ordnung bereitet hatte, versteht die Ordnung so wenig, wie es die Revolution verstand, daß sie fortzeugend Böseres gebären würde. Gleichwohl soll der Revolutionär Otto Corvin mehr Ehre ins Jenseits mitgenommen haben, als je auf dem ungarischen Globus beisammen war. Aber das kommt eben davon, daß dieser so frei im Weltall schwebt und daß die höheren Mächte, anstatt einen Pestkordon um ihn zu errichten, es vorziehen, sich in seine inneren Verhältnisse nicht einzumischen, also eben das zu unterlassen, was der einzige Sinn dieses Kriegs war, in die inneren Verhältnisse eines Staates, der die inneren Verhältnisse der Welt ins Chaos gestürzt hat und der sie nicht zur Ordnung gelangen lassen wird, solange diese königliche Unterhaltung eines Blutbordells mit Zigeunermusik währt. Das heißt, solange Géza von Lakkati de Némesfalva et Kutjafelegfaluszég einen Säbel hat und hoch zu Roß sitzt, anstatt unter dessen bedrecktem Hinterhuf zu liegen!

VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS (KURT WOLFF, MÜNCHEN)

(2 Bände) **WELTGERICHT** (Kriegsaufsätze)

Zu beziehen durch den Buchhandel, den Verlag München, Luisenstraße 31 oder durch den Verlag der Fackel. Beide Bände gebunden Mk. 15.—, geheftet Mk. 10.—.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge

Abonnementpreis für 400 Seiten:

Österreich	K 15.—
Tschechoslovakien	tsch. sl. „ 15.—
Deutschland, Polen, Jugoslawien	Mk. 12.—

Inhalt des vorigen Doppel-Heftes 519/520, November 1919:
Brot und Lüge.

VERLAG RICHARD LÁNYI, WIEN

Rede am Grabe Peter Altenbergs

Von Karl Kraus

Preis K 12.—. Noch einige Exemplare vorrätig. Der gesamte Ertrag für den Arbeiterverein »Kinderfreunde« und die Kinder-Schutz- u. Rettungs-Gesellschaft.

Die Ballade vom Papagei

Couplet macabre (Entstanden 1915)

Worte und Melodie von Kari Kraus

Preis K 7.50. Der gesamte Ertrag für den Zentralverband der deutsch-österreichischen Kriegsbeschädigten und den Arbeiterverein »Kinderfreunde«.

KARL KRAUS UND SEIN WERK

Von Leopold Liegler

27 Bogen Großoktav, auf holzfreiem Papier gedruckt, mit 5 Bildbeigaben und einer faksimilierten Satzkorrektur. Broschiert Preis K 48.— (Mark 30.—). In Halblederband (Handeinband) K 130.— (Mk. 60.—).

Frei-, Tausch- oder Rezensionsexemplare der Fackel wie der selbständig erschienenen Werke werden nicht abgegeben.

Die Zusendung von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Ausschnitten, Drucksachen oder Manuskripten irgendwelcher Art ist, wie wiederholt bekanntgegeben wurde, unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Das etwa beigelegte Porto wird einem wohlthätigen Zwecke zugeführt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstr. 3